Streifereien

dem Gebiete

der Geschichte, Erfahrung und Phantasie

von

verschiedenen Verfassern.

Zwickau,

Eigenthum des Vereins zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften.

1853.

Streifereien

auf

dem Gebiete

der Geschichte, Erfahrung und Phantasie

von

verschiedenen Verfassern.

Zwickau,

Eigenthum des Vereins zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften.

1853.

Das Auswärtige in der Heimath.

Im Mai des Jahres 1849 wurde ich auf der Straße von drei Männern eingeholt, unter denen sich einer meiner Freunde befand, in deren Gesellschaft ich meinen Weg fortsetzte. Sie waren im eifrigsten Gespräche. Die zwei erzählten meinem Freunde von einer Volksversammlung, der sie eben beigewohnt und von den herrlichen Reden, die sie aus dem Munde der begeistertsten Volksfreunde gehört hatten. Diese hatten ihnen ein Licht angezündet, welches ihnen früher weder in Büchern noch in Reden, weder von Weltlichen noch von Geistlichen aufgesteckt worden war. Dem Einen hatte besonders die Rede gefallen, die das üppige, müßiggängerische, verschwenderische Leben der Reichen schilderte im Gegensatze zu den Entbehrungen, Mühen und Beschwerden des armen Volkes. Und der Erzähler konnte die Worte des Redners buchstäblich wiederholen, so tiefen Eindruck hatten sie auf ihn gemacht. Und die Begeisterung, mit welcher er sie vortrug, zeigte deutlich, daß er mit jenen fremden Worten die eigene Ueberzeugung aussprach.

Als er geendet hatte, sagte der andere: Das Beste haben Sie vergessen. Wissen Sie nicht, wie der Redner die Großen der Erde schilderte in ihrem Anzuge, wozu Indien seine Perlen, Persien seine Seide, die Ostsee ihren Bernstein und Peru sein Gold liefern — wie für sie die afrikanische Schildkröte mit ihrer Decke ihr Leben und die edle Kaschmirziege ihre Wolle hergeben müsse. Er zeigte, wie jene vornehme Dame sich nur glücklich fühle, wenn sie mit Spitzen aus Brabant, mit

Fransen aus Lyon, mit Straußenfedern aus der Sahara einherstolziren könne — und wie dieser wichtig thuende Herr auf andalusischem Hengste in der Linken den englischen Zügel, die französische Gerte in der Rechten, am ungarischen Stiefel die Sporen aus Damaskus verächtlich auf das gemeine niedrige Volk herabblicke, und sich freue, wenn ein ehrsamer Bürger durch des Rosses Wiehern erschreckt von seinem Wege fortgetrieben werde? Ja, wahrlich! setzte der Erzähler hinzu — wahrlich! die ganze Erde muß diesen Reichen ihre Gaben darbringen — ihnen müssen alle Völker dienen. Und über diesem Trachten und Streben der Reichen nach dem Ausländischen leiden die armen Handwerker im Lande Mangel an Arbeit, Verdienst und Brod!

Und die drei Wanderer vereinigten sich zu dem gemeinschaftlichen Ausruf: Nein, das ist sündlich, daß die Reichen nur genießen wollen und wir nur entbehren müssen!

Und der Behauptung des Einen stimmten die Uebrigen bei: Da sind wir doch bessere Vaterlandsfreunde, da wir bloß das Einheimische verbrauchen! — Wir sind die rechten Volksbeglücker, die alles Ausländische von sich fern halten und nur von dem leben, das unser Boden erzeugt und unsere Bevölkerung verfertiget! Wir behalten hübsch das Geld im Lande.

Ich selbst konnte nur hören. Denn sie sprachen so eifrig, so unausgesetzt, so kräftig, daß ich — so oft ich auch zu reden anfing, immer wieder schweigen mußte.

Endlich gelang es mir doch, darauf hinzuweisen, daß durch den Verbrauch ausländischer Erzeugnisse der Handel erhalten und belebt wird, daß die Schiffe, welche aus entfernten Erdgegenden so viele und so vielerlei Waaren herbeibringen, wieder die Erzeugnisse unsers Landes und unserer Hände Werk andern Völkern zuführen und daß durch diesen wechselseitigen Verkehr die Länder, die Völker der Erde in eine Verbindung kommen, aus welcher für alle Theilnehmer Segen fließen muß.

Ich wollte mehr sagen, aber die Begleiter sprachen zusammen, Einer bitter und der Andere heftig, Dieser verständig und Jener unverständig und ich — schwieg.

Ein Gasthaus lag am Wege. Wie uneins wir auch waren in unsern Ansichten über die Menschen in der Welt, darin waren wir einig, daß wir hungerten und dürsteten, und daß das Gasthaus an der Straße gewiß unserer gemeinschaftlichen Noth abhelfen werde. Wir kehrten ein. Was wir brauchten, wurde schnell herbeigeschafft und der Streit, auf der Straße begonnen, schien gänzlich beigelegt am Wirthstische, besonders da Zeitungsblätter aufgelegt waren und Jeder von uns gar gern gewußt hätte, was die neue, große Zeit Großes und Neues bringe.

Da rief der, welcher draußen gegen die Reichen am heftigsten zu Felde gezogen war: Da seht mir doch, daß ich, wie immer, Recht habe. Hatte draußen nur ein wichtiges Capitel vergessen; aber hier steht's gedruckt zu lesen! Sehen Sie? rief er und schob das Zeitungsblatt mir zu, da werden für die Reichen Dinge ausgeboten, die unser Eins kaum lesen kann und am wenigsten essen darf — Kieler Sprotten und astrachaner Caviar, straßburger Gänseleberpasteten und Rheinlachs, marinirter Aal, genueser Citronat und Malagga-Apfelsinen, Frankfurter Würstchen, westphälischer Schinken, pommersche Gänsebrüste und italienische Maronen, englische Austern und nürnberger Lebkuchen! Und hier! hier! rief der Andere und schob mir auch ein Blatt zu: Punsch-Essenz und Dry de Madeira, Arac de Goa, Burgunder, Champagner und Jamaica-Rum! — Und nun lös'ten die Beide einander wechselseitig ab: Also nichts als Leckerbissen und starke Getränke, so theuer, daß kein Armer im ganzen Leben einen Bissen, einen Schluck davon zu sehen bekommt! — Das würden sich die Kaufleute und Delikatessenhändler nicht anschaffen, wenn es die Reichen nicht kauften und genössen und so der Armen sauern Schweiß in Herrlichkeit und Freude verpraßten! — Du lieber Gott! was haben denn wir? Nichts Ausländisches, nichts Theures, aber auch keine rechte Stärkung, keine wahre Erquickung!

Jetzt half's nichts, ich mußte auch ein Wort sprechen. Ich sagte meinen Reisegefährten, oder lieber Tischgenossen, daß sie in der Hitze der Erzählung und im

Eifer wider die Reichen sich nicht wenig geirrt hätten. Ich stellte die Behauptung auf, daß sie selbst auch täglich Dinge verbrauchten, die in andern nahen und fernen Ländern erzeugt, von fremden Menschen bereitet und aus allen Himmelsgegenden herbeigeführt würden, ihnen zum Nutzen und zum Genusse.

Aber da wäre bald der Streit noch heftiger geworden. Jene erklärten meine Worte für unerwiesene und unerweisliche Behauptungen, sprachen von Servilen, Reactionären, Aristokraten und dergleichen halb- und falschverstandnen Dingen.

Und da ich sahe, daß sie Gründe nicht hören mochten und ihre Meinung um keinen Preis aufgeben wollten, so war ich froh, daß Einer zu dem Andern sagte: Kommen Sie, wir wollen aus dieser vornehmen, giftigen Luft fliehen!

Nur mein Freund blieb. Einige Gäste, welche Zeugen unserer Unterhaltung gewesen waren, rückten näher und der Freund erklärte, daß er allerdings meiner Meinung auch nicht sein könne, daß er sich aber gern überzeugen möchte und mich deshalb bäte, zu beweisen, wie wir Alle zu unserm Bestehen und zu unserm Genusse die Erzeugnisse fremder Länder, und die Werke ferne wohnender Menschen zu unserm Nutzen oder Vergnügen verbrauchten.

Nur selten wurde ich durch ihn mit einer kurzen Zwischenfrage, von den Uebrigen mit einem Rufe des Erstaunens unterbrochen; und so konnte ich ungehindert und im Zusammenhange den Anwesenden meine Meinung über diesen Gegenstand mittheilen.

Du weißt, sagte ich, daß der größte Theil unserer Bevölkerung von der Strumpfwirkerei lebt und daß nicht selten durch schwere Zeitverhältnisse der Strumpfwirker viel leidet. So wollen wir heute unsern Blick in ein Strumpfwirkerhaus werfen, in welchem ein rüstiger Mann und eine etwas schwächliche Frau mit fünf Kindern von zwei bis dreizehn Jahren ein Leben führen, welches unsere heutigen Begleiter ein üppiges, müßiggängerisches verschwenderisches Leben gewiß nicht nennen

würden. Der Hausvater arbeitet auf einem, der Geselle auf dem andern Stuhle. Ein dritter Stuhl ist gemiethet worden, damit wechselsweise die Frau, wenn es die häuslichen Geschäfte gestatten, und der dreizehnjährige Sohn, wenn die Schulstunden vorüber sind, auch etwas verdienen können. Es ist ein kalter Wintermorgen. Gut, daß zur Zeit reichlichen Verdienstes ein neuer Ofen angeschafft worden und wieder gut, daß der Ofen auf Steinkohlenheizung eingerichtet ist. Nun finden doch die Kleinen, wenn sie aufstehen, eine warme Stube und die Arbeiter brauchen auch nicht über erstarrte Finger zu klagen. Es war auch nicht nöthig, die schreckliche Sturmnacht zum Holzholen zu verwenden wobei die Armen sich selbst um Schlaf und Gesundheit, um trockene und ganze Kleider bestohlen haben würden, wie dieses sonst so häufig geschehen ist — der übrigen traurigen Folgen des „Insholzgehens" nicht zu gedenken. Aber freilich die Steinkohlen sind bei der Hinterthüre nicht zu finden und im nahen Busche wachsen sie auch nicht. Sie müssen aus der Ferne herbeigeschafft werden und ihre Gewinnung ist ein schweres, mühsames, lebensgefährliches Geschäft der Bergleute. Siehst Du, wie schon am frühen Morgen das Erzeugniß einer andern Gegend und die Arbeit anderer Menschen zu unserm Bestehen erfordert wird?

Jetzt soll es an die Arbeit gehen. Aber noch ist's finster. Glücklicher Weise blieb gestern noch ein wenig Oel im Fläschchen. Aber woher das Oel? Du sprichst: Nun, das wird vom Kramer geholt. Ganz recht. Aber der Kramer verfertigt das Oel nicht selbst, er hat es in der Stadt gekauft. Und der Kaufmann in der Stadt? Der hat es aus Magdeburg bezogen. Es ist gutes, gereinigtes und dabei immer nicht zu theures Rüböl — und der Rübsen dazu ist im Königreiche Hannover gewachsen. —

Nun werden die Kinder aus den Betten geholt. Aus den Betten? Woher diese? Die Hausmutter hatte sie bei ihrer Verheirathung theils aus der väterlichen Mitgabe angekauft, theils von ihrer seligen Mutter geerbt. Und diese Betten haben es bewiesen, daß bei

ihrem Ankaufe nicht nach dem Wohlfeilsten, sondern nach dem Besten gefragt worden ist. Die Leinwand war aus Schlesien, die Federn aus Böhmen, und diese Fremdlinge haben sich hier zusammengefunden und machen seit vielen Jahren ein Ganzes aus, welches schon Vielen, Jungen und Alten, Gesunden und Kranken große Erquickung gewährt hat.

Jetzt ist der Kaffee fertig und die Familie sammelt sich um den Tisch her. Kaffee? — Nun ja, das ist freilich nicht reiner Kaffee; Cichorienwurzel aus Thüringen muß sich Kaffee schelten lassen. Aber diese Wurzel hat doch durch manche fleißige Hand gehen und manches Ländchens Grenze überschreiten müssen, ehe sie heute ihre Bestimmung erreichte. Und Kaffee, wirklicher, guter Kaffee ist doch der Hauptbestandtheil des Getränkes, auf welches jetzt Aller Augen sehnsuchtsvoll gerichtet sind. — Nun weiß ich freilich nicht, woher der Kramer jetzt seinen Kaffeevorrath bezieht und ob der, welcher eben heute genossen wird, in Arabien, seinem eigentlichen Vaterland, oder in Westindien, oder in Brasilien, oder auf einer Insel der Südsee erbaut worden ist. Aber das wissen wir Alle, daß der Kaffeebaum nur in den heißesten Erdstrichen wächst und daß seine Frucht eine Reise von vielen hundert Meilen machen muß, ehe das aus ihr bereitete Getränk als ein langersehnter, freundlichbegrüßter, durstlöschender, sanftwärmender, schmerzstillender, sorgenvertreibender Freund auf dem Tische dampft und die Familie um sich versammelt.

Aber in seiner natürlichen Schwärze und Bitterkeit will er dir doch nicht ganz behagen. Willst du nicht beiden Uebelständen abhelfen? — Natürlich! Die inländische Milch vereinigt sich mit dem fremdländischen Kaffee und nun erst wird dir das Getränk eine wahre Erquickung. — Aber halt! Etwas mehr Süßigkeit wäre doch noch besser. Du nimmst wol selbst ein wenig Zucker zu deiner Tasse Kaffee, und giebst wohl auch den Kleinen — siehe nur, wie sehnsüchtig sie nach der Schaale blicken! — von dem alle Bitterkeit vertreibenden Zucker.

Aber hast du auch schon gehört, wie in Westindien und Amerika der Zucker wächset? Aber freilich nicht so,

daß man ihn nur wegnehmen und verzehren darf. —
Das Schilf, das man Zuckerrohr nennt, wird sorgfältig angebaut, wächst aber nur, wie alles Schilf, in sehr feuchtem Boden und gedeiht nur in sehr heißer Luft, weswegen die damit beschäftigten Arbeiter immerwährend den tödlichsten Fiebern ausgesetzt sind und fast alle Europäer, die sich mit dem Anbaue des Zuckerrohres beschäftigen, in kurzer Zeit sterben müssen. Aber die Arbeit dabei ist so anstrengend, und die Jahreszeit, in die sie fällt, so heiß, daß es fast unmöglich ist, Arbeiter zu diesem mühsamsten aller Geschäfte zu erlangen, weshalb man sie durch Sclaven verrichten läßt, die wie vernunftloses Vieh verkauft und gekauft und durch Prügel und andere Martern zur Arbeit gezwungen werden.

Nun hat man aber erst Zuckersaft; der muß in Kesseln bei heftigem Feuer eingekocht werden und bereitet wieder den unglücklichen Sclaven große Qualen. Der also gewonnene „Rohzucker" wird verpackt, auf Schiffe geladen und viele hundert Meilen weit gefahren, bis er in Europa anlangt, hier neue Arbeit verursacht und endlich in der Zuckersiederei das wird, was wir „Zucker" nennen. Ach! wenn wir die Schweiß-, wenn wir die Bluttropfen bedächten, die erst fließen mußten, ehe wir uns den bittern Kaffee mit einem Stückchen Zucker versüßen können, er würde gar oft seinen Wohlgeschmack für uns verlieren und — — siehe, Freund, darauf wollte ich dich nur aufmerksam machen, — wir würden denken an den Zwischenraum zwischen dem Sumpf, da das Zuckerrohr wuchs, und dem Tische, da wir behaglich den Zucker genießen — aber denken würden wir auch an die Schiffe, die ihn nach Europa und an die vielen Menschen, die ihn uns aus Hamburg, oder aus Antwerpen oder aus einem andern Seehafen zuführen.

Aber nicht wahr, du trinkst deinen Kaffee am liebsten — nein — immer trinkst du ihn aus Tassen? Und woher die Tassen in unserm Strumpfwirkerhause? Freilich nicht aus China oder Japan, wol auch nicht aus Paris oder Berlin. Aber in Schönau sind sie auch nicht gefertigt, vielleicht auch gar nicht in Sachsen. Und wenn unsere Reisegefährten von vorhin hier wären, wür-

den sie auch mit ihrer Behauptung, daß sie nur Inländisches verbrauchen, zu Schanden werden.

Unsere Strumpfwirkerfamilie hat heute einen guten Tag. Zum Kaffee ist gutes, neubackenes, reines Kornbrod auf dem Tische. Ja, spricht der Vater, man merkt's doch gleich, wenn der Müller in Leisnig gewesen ist. Das niederländische Getraide giebt doch das beste Gebäck. Wenn nur das Fuhrwerk nicht so theuer wäre! Aber ich will doch lieber ein Paar Pfennige mehr für ein Brod geben, wenn ich nur immer solches Brod haben könnte.

Inzwischen hat die Mutter über dem Brodschneiden ihr Messer zerbrochen. Sie meint: das ist schlimm, aber natürlich ist's auch. Das Messer war sehr wohlfeil eingekauft, hat mir schon lange Dienste geleistet und ich habe vorausgesehen, daß es so kommen mußte. Ja wol, spricht der Geselle. Da habe ich mir ein besseres Messer angeschafft. — Das ist eine ächt solinger Klinge; aber die dient mir nun schon seit zehn Jahren und ist noch wie neu. — Was ist das? — fragt der wißbegierige Knabe, was ist eine solinger Klinge. Der Geselle antwortet: In Solingen am Rhein giebt es eben so viel Messerschmiede als bei uns Strumpfwirker. Da werden jährlich wol eine Million Pfund Eisen zu Messerklingen verarbeitet. Aber das muß auch wahr sein, solinger Klingen sollte sich Jeder kaufen, der ein gutes Messer haben und gut behalten will!

Nun an die Arbeit! ruft der Vater — und ihr Kinder, in die Schule! —

Was packt der Knabe zusammen? Es ist eine Bibel, in Halle — und ein Lesebuch, in Dresden gedruckt, es ist eine Schiefertafel aus Sonnenberg im Herzogthum Coburg, und eine englische Stahlfeder; es ist ein Schreibebuch aus Papier, das in einer böhmischen Fabrik verfertiget wurde und ein Fläschchen mit Dinte aus amerikanischen Galläpfeln, ungarischem Vitriol, schwedischem Alaun und arabischem Gummi zusammengesetzt. — Gut, daß er feste Stiefel hat, denn der Schnee ist tief und die Kälte streng. Aber der Schuhmacher hat ihn auch bestens versorgt. Russischer Juchten und Mastrichter Sohlen sind mit belgischem Hanfe fest und dau-

erhaft zusammengestellt. Für diesen Winter hat es keine Noth und heute vollends sind sie tüchtig gegen das Schneewasser geschützt durch Thran, den Wallfischfänger — ich weiß nicht, ob Engländer oder Russen, ob Dänen oder Holländer von der Küste Grönland herabgebracht haben. Eine Mütze von Lämmerfällen aus Astrachan (das Geschenk seines Pathen) schützt sicherlich des Kindes Kopf und fröhlich will der Knabe seinen Weg antreten. Da bemerkt die Mutter, daß der Knabe beim Stiefelanziehen die Finger besudelt hat und heute überhaupt wegen der Kälte mit der Wäsche nicht eben sorgfältig gewesen ist. Er muß die Bücher weglegen und sie giebt ihm zum Waschen ein Stück Seife und dabei erwähnt sie, daß der Seifensieder, bei dem sie sonst drei Jahre lang gedient hat, immer die beste und wohlfeilste Seife habe. Er habe ihr das damit erklärt, daß er sein Material aus dem Auslande, am liebsten den Talg aus der Ukräne und die Soda aus Sibirien beziehe und damit viel bessere Geschäfte mache und dabei seine Kunden viel mehr bewahren könne, als wenn er das Inselt bei inländischen Fleischern entnehme und die Lauge aus hiesiger Asche herstelle.

Die Daheimbleibenden sind indessen an ihr Geschäft gegangen, d. h. die Erwachsenen sitzen im Strumpfwirkerstuhle, die Kinder, so viel ihrer nähen können, führen die Nadel, die als englische gekauft, aber wahrscheinlich in Schwabach gefertigt ist. Und jene Strumpfwirkerstühle? — Nun, die sind in Olbernhau gebaut, in Neukirchen vorgerichtet. Da findet sich doch etwas Einheimisches! — Aber wie viel davon ist denn einheimisch? Die Stuhlbauer beziehen ihr Material an Holz aus Böhmen, das Bley und Zinn aus England, die Nadeln aus Belgien und die besten Werkzeuge, ohne welche sie kaum arbeiten, wenigstens gute Arbeit nicht liefern könnten, aus Frankreich, Belgien und England.

Aber lassen wir das und fragen wir lieber, was die Strumpfwirker auf ihren Stühlen verarbeiten. Nun was denn anders als Baumwollengarn? Und die Baumwolle, wenn ich fragen darf — woher kommt denn diese? Da hören wir von Ostindien in Asien, von Aegypten

in Afrika, von Surinam im Süd- und von Georgien in Nordamerika — aber kein Wort von Deutschland oder gar von Sachsen.

Dort wird sie gepflanzt, dort wird sie gepflegt, dort wird sie geerndtet, vorgerichtet, verpackt, auf Schiffe geladen. Da haben freie Menschen und Sclaven, Herren und Knechte, Kaufleute und Schiffer damit zu thun; da werden Dampfmaschinen auf Schiffen und Eisenbahnen in Bewegung gesetzt, nur ehe die Wolle nach Europa gelangt. Und durch wie viel Hände muß sie in Europa gehen, ehe sie als Garn auf den Stuhl eines Strumpfwirkers kommt! Von wie vielen armen und reichen Leuten wird also dieser Strumpfwirker bedient, wenn er sein Garn empfängt! Und so ist es nur die theilweise Abtragung einer großen Schuld, wenn er durch Verarbeitung dieses Garns wieder Anderen in der Nähe und in der Ferne einen Dienst erzeigt. —

Jetzt schlägt die Mittagstunde und der Ruf der Hausmutter wird gern gehört, und willig befolgt. Man setzt sich zu Tische und bringt den Hunger mit, den besten Koch. Freilich Pasteten und Wildpret, Geschmortes und Gedämpftes, Eingemachtes und Gefrornes setzt die Hausfrau nicht vor. Aber jeder Tischgenosse kann sich an dem kräftigen Erdäpfelbrei sättigen und das Stückchen Wurst, das Jedem vorgelegt wird, ist auch nicht zu verachten. Das ist ein einfaches, gutes Gericht, aber ein inländisches ist es doch nicht. Wir wollen jetzt vergessen, daß die Erdäpfel ein Geschenk Amerika's sind, weil wir uns gewöhnt haben, sie als Landsleute und als unsere täglichen Tischgenossen zu betrachten, ohne welche ja das Leben selbst unmöglich wäre. Aber das Schwein, das die Wurst lieferte, hatte Polen zum Vaterlande, ist auf der Eisenbahn seiner dreißig oder vierzig Meilen weit gefahren worden und hat dann seinen Todesweg zu Fuße vollenden müssen. Und was die Wurst und die Zukost erst schmackhaft macht, das ist doch das Gewürz, das Salz also, das in unserm Vaterlande nicht erzeugt werden kann und uns vom Auslande zugeführt werden muß — und Pfeffer und Ingwer und Zimmt und neue Würze und Gewürznäglein. Diese Erzeugnisse

des heißesten Himmelstrichs kommen aus Java, Borneo, Celebes und Ceylon, die man deshalb auch die Gewürzinseln nennt, und haben ihre dreitausend Meilen zurückgelegt, ehe sie unsere Speise schmackhaft machen können. Das sollte doch Jeder wissen, der gegen seinen Widerpart den Wunsch ausspricht: „Ich wollte, du wärest, wo der Pfeffer wächst:" „Dabei hat er nicht etwa den christlichen Gedanken:" ich wollte, du wärest in dem Lande, der ein Garten Gottes ist und in welchem die köstlichsten Früchte jährlich zwei „Mal geerndtet werden!" sondern vielmehr das unchristliche Verlangen: „ich wollte, du wärest jene dreitausend Meilen weit von mir entfernt, daß ich niemals etwas mit dir zu thun haben müßte!" — —

Der Mittag ist vorüber. Der Factor will die Waare haben. Also frisch wieder in die Stühle und zur Nadel gegriffen! Und nun geht es rechts und links hinüber und herüber. Der Kaffee in der Dämmerstunde darf nicht lange Zeit wegnehmen und die Lampen werden angezündet. Und siehe! gegen fünf Uhr ist die Zahl aufgearbeitet und um sechs Uhr kann die Ablieferung geschehen, denn der Factor wohnt nicht in weiter Ferne.

Nun zieht der Mann Rock und Stiefel an, setzt die Mütze auf und nimmt den Quersack über die Schulter. Der Rock ist freilich ziemlich abgetragen, aber Abends geht er schon noch — und gehalten hat er ja manches Jahr. Als er neu werden sollte, wurde das blaue Tuch von einem Tuchmacher aus Zschopau gekauft und der Schneider nahm Futterleinwand aus Chemnitz und Knöpfe aus Thum und stellte so ein ächt vaterländisches Kleid her. Aecht vaterländisch? Also sächsisch? Hatte nicht der Tuchmacher auf dem Wollmarkt in Dresden von einem schlesischen Oekonom gekauft? Ist das Tuch nicht blau — also mit Indigo gefärbt, diesem Safte einer afrikanischen oder ostindischen Pflanze, die nimmermehr in unserm Vaterlande wachsen würde? Und stammt nicht die Farbe der Futterleinewand von brasilianischem Blauholze her? Und mußte nicht der Knopfmacher seine Seide von dem Kaufmanne entnehmen, der das Material in Frankfurt, ich weiß nicht ob am Main von italienischen oder franzö-

fischen, oder an der Oder von armenischen Häusern bezogen, oder in Leipzig von Persern gekauft hatte? Ehe also der Meister mit seinem Arme in den Rockärmel kommen kann, mußten erst Europa und Asien, Amerika und Afrika ihren Tribut dargebracht haben.

Das hat er freilich jetzt nicht bedacht — hatte auch keine Zeit zu solchen Betrachtungen. Er war nur froh, seine Waare noch zur rechten, zur letzten Stunde abliefern und neues Garn zu neuer Arbeit und seinen Lohn in Empfang nehmen zu können. War er doch froh, daß er noch zum Abendbrode nach Hause kommen und den Seinigen noch ein Vergnügen machen durfte. Er hat nämlich einen kleinen Ueberschuß benutzt, um vom Kramer, bei dem er einmal einsprach, zwei Heringe mitzunehmen. Und diese paßten herrlich. Denn bei seiner Nachhausekunft hörte er, daß heute die Frau keine Butter zu ihrem Erdäpfelgerichte hatte erlangen können.

Ueber Tische kramte der Knabe seine Weisheit aus. Eben heute war in seiner Schule vom Heringe und vom Heringsfange die Rede gewesen, und da konnte er berichten, wie sich diese Fische millionenweise unter dem ewigen Eise des Nordmeers aufhalten, bis sie im Frühlinge ausziehen, um an den Ufern des Meeres und der Ströme, die in mittäglich gelegenen Ländern fließen, ihre Eier abzusetzen und auf diesem Wege von Engländern und Schweden, von Dänen, Holländern und Preußen gefangen, eingesalzen und im Sommer und Herbste uns zugeführt werden. — Das kleine Mädchen beklagt dabei nur, daß der Hering todt sei, „sonst könnte er uns ja von seiner langen, langen Seereise recht viel erzählen.“ — „Wenn er nicht stumm wäre, wie alle Fische“ berichtigte der Bruder.

Jetzt fragte die Mutter, wie der Vater auf den Gedanken gekommen wäre, zum Kramer zu gehen und Heringe zu kaufen. Das ging, antwortete dieser, ganz natürlich zu. Ich hatte schon den ganzen Tag mich nach einer Prise Schnupftabak gesehnt und ein Päckchen Rauchtabak mußte ich auch haben — und weil die Arbeit so nöthig war, so wollte ich am Tage kein Kind wegschicken. Auch hatte mich der Geselle gebeten, für

ihn ein Dutzend Cigarren mitzubringen. Da mußte ich wol zum Kramer. Und weil dieser eben eine neu angekommene Heringstonne öffnete, so benutzte ich die Gelegenheit, euch Allen diese Freude zu machen.

Also war wieder Schuld, der liebe Tabak, der schon manchen Thaler in unserm Hause hat in Rauch aufgehen lassen. — Fast wäre jetzt ein Streit entstanden, wenn nicht die Eltern verständig genug gewesen wären, ihre verschiedenen Ansichten einander unter vier Augen mitzutheilen und sich vor den Ohren der Kinder nutzlosen Wortgezänkes zu enthalten, und wenn nicht der Geselle eine begeisterte Lobrede auf den Tabak, namentlich auf die Cigarren gehalten und dabei seine Erfahrungen mitgetheilt hätte, über den Tabaksbau, wie er ihn auf seiner Wanderschaft durch Thüringen und Bayern kennen gelernt hatte.

Also aus Thüringen oder aus Bayern kommt euer Tabak? fragte die Meisterin. Ja, lautete die Antwort. In jenen Gegenden, die nicht allzuweit von uns entfernt sind, wird allerdings Tabak erbaut. Aber diese Gegenden geben erstens nur eine geringe Sorte, wie sie auch auf den Feldern um Leipzig gefunden wird; und dann ist dieses nur eine Kleinigkeit gegen die vielen hunderttausend Centner Tabak, welche alljährlich verbraucht werden. Ich habe vor kurzer Zeit eine Berechnung gelesen, welche man durch Zusammenstellung der Zolleinnahme vom Tabak in den verschiedenen europäischen Ländern aufgestellt hatte — habe aber die ungeheuere in die Millionen Centner gehende Summe vergessen, und habe nur das gemerkt, daß jährlich in Europa 800 Millionen Cigarren verbraucht — oder, wenigstens zum Theile weggeworfen werden. Und da war vom Schnupftabak noch gar nicht die Rede. —

Jetzt fiel es dem Knaben ein, daß ihm sein Lehrer ein Buch zum Lesen geliehen hatte, in welchem unter vielen andern Gegenständen auch etwas vom Tabak gesagt ist. Er holte das Buch und las vor und sein Vorlesen gab eine interessante Abendunterhaltung, da nun heute einmal nicht wieder gearbeitet werden sollte. So erfuhren jetzt die Anwesenden, daß der Tabak ursprüng-

lich ebenso in Asien als in Amerika zu Hause ist, schon zu Ende des funfzehnten Jahrhundert aus Amerika nach Europa gebracht und nach und nach in Spanien, Italien, Frankreich, Ungarn und einigen deutschen Gegenden angebaut und dann immer allgemeiner verbraucht wurde, wobei es aber den Leuten außerordentlich schwer fiel, sich an das Tabakrauchen zu gewöhnen, wie es ja heute noch jedem Anfänger im Rauchen ergeht, daß er die widerstrebende Natur zu diesem eingebildeten Genusse zwingen muß, bis wieder die Natur ihn zwingt, das ihr aufgedrungene Bedürfniß zu befriedigen. — Daß der Tabak nicht zum täglichen Brode gehört, um welches wir Gott immer bitten sollen, beweiset das weibliche Geschlecht, welches in den meisten Ländern sich des Tabaks ganz zu enthalten pflegt und doch deshalb nicht weniger sich seines Lebens freuen, ja eben deshalb noch leichter das wirklich Unentbehrliche, das Brod, sich verschaffen kann, als die große Schaar der rauchenden und schnupfenden Männer. Freilich in andern Ländern ist das anders z. B. in Spanien. Da wird von keinem vernünftigen Menschen gearbeitet oder geruhet, gegangen, getrunken, mit Andern geredet, als unter dem Beistand der brennenden Cigarre. Da sitzt der Priester dampfend im Beichtstuhle und die edle, zarte Jungfrau, die eben reuevoll ihre Schuld bekennt und demüthig um das Wort der Gnade fleht, empfängt und giebt zugleich den zum irdischen Lebensglücke unentbehrlichen Dampf.

Nun wurde bemerkt, daß Tabak das Blatt einer Pflanze ist, welches abgezupft, in der Luft getrocknet, dann in Fässer gelegt und mit einer Lauche übergossen wird, worauf man die feuchte Masse wieder herausnimmt, an der Luft trocknet und zusammenrollt, entweder als kleine Wickel, die dann mit großen Blättern — oft von einer besseren Sorte als der übrige Tabak — umgeben werden und Cigarren heißen, oder in armstarke, ellenlange Stränge, welche man mit verschiedenen Namen belegt z. E. Portoriko, Kanaster, mit einem Messer, ähnlich unserm Häckerlingmesser, klar schneidet, in Pfeifen stopft und anzündet und indem der Tabak verglimmt, in Gestalt von Rauch von sich bläst. In den Gegen-

den, wo Tabak erbaut wird, so wie auf den Schiffen wird derselbe mehr gekaut als verbrannt und muß dann mehr die Geschmacks= als die Geruchsnerven reizen und zugleich befriedigen und abstumpfen. — Ebenso wurde nun den Anwesenden bekannt, daß der Schnupftabak auch nichts anderes sei als der Rauchtabak; nur daß man denselben, wenn er gebeizt und wieder getrocknet ist, klar stößt, oder in einer Mühle, nicht unähnlich unserer Kaffeemühle, mählt.

Jetzt zeigt sich's aber, daß über dem Lesen ein Theil der Zuhörer eingeschlafen ist, nur der Knabe nicht, der gelesen hat, und der Vater nicht, der die frisch gefüllte Dose fleißig in Anspruch nahm, und der Geselle nicht, der eben im Begriffe ist, eine frische Cigarre anzuzünden. Das verhindert der Hausvater, indem er aufsteht, nach dem Abendsegenbuche langt, und damit das Zeichen giebt, daß alle Werke des heutigen Tages zu Ende sind und die Zeit zum Schlafen vorhanden ist. —

Auch mein Werk war gethan. Ich schwieg. Aber um mich her erhob sich ein Gemurmel vieler Stimmen. Nun schaute ich mich um und bemerkte jetzt zu meinem Erstaunen, daß die Wirthsstube ziemlich mit Gästen angefüllt war, die sich aber, während ich eifrig zu meinem Freunde sprach, ganz ruhig verhalten hatten.

Da erscholl plötzlich eine Stimme: „Glaubt ihm nicht! Er will uns etwas weiß machen!" Das war die Stimme desselben Mannes, der sich vorher scheinbar entfernt hatte, weil unsere Ansichten nicht mit einander übereinstimmten. Aber ich brauchte auf seine Beleidigung nicht zu antworten. Das thaten viele Stimmen zugleich. Aber der Kaffee? rief die eine — und die andere: Aber die Baumwolle? und wieder andere: Aber der Hering? und der Indigo? und der Pfeffer? und die Seide? —

Als es ein wenig ruhiger geworden war, sprach ein Fremder: Der Mann hier hat doch die Wahrheit gesagt — aber nicht die ganze Wahrheit hat er gesagt. Kommen Sie zu mir in die Stadt; da will ich Sie in die Werkstätte führen eines Nadlers, Tischlers, Gla-

sers, Gürtlers, Seifensieders, Zinngießers, Buchbinders. Alle diese Handwerker sind uns unentbehrlich und Sie gebrauchen täglich die Erzeugnisse derselben. Aber Jeder von ihnen verarbeitet ausländisches Material mit Werkzeugen, die das Ausland geliefert hat. Sie haben vorhin vom Indigo gehört, der zum Blaufärben unentbehrlich ist; aber ich muß bemerken, daß fast alle andern Farbestoffe aus weit entfernten Gegenden herbeigeholt werden. Ich nenne nur die Cochenille, den Fernambuk, den Saflor, die Galläpfel, das gebrannte Elfenbein. Ferner habe ich gänzlich die zahllose Menge von Arzneimitteln vermißt, ohne welche kein Apotheker ein Recept zusammenstellen und kein Arzt eine innere oder äußere Krankheit heilen könnte.

Er wollte fortfahren. Aber der vorige Widersprecher erhob sich heftig. Sie sind ein Vaterlandsverächter! rief er — Sie wollen auch unser großes, schönes, einiges Deutschland herabsetzen! Und dabei rieb er zwei, drei, vier Zündhölzchen gewaltig auf seinem silbernen Döschen und warf die durch das heftige Streichen zerbrochenen Hölzchen weg, bis es ihm gelang mit dem fünften Versuche seiner verlöschten Cigarre wieder Feuer zu geben.

Und Sie — entgegnete ruhig der Städter — Sie haben jetzt recht deutsch, recht patriotisch geredet — aber auch recht undeutsch, recht unpatriotisch gehandelt. — Wie so? — Sie haben ja ihr deutsches aber mit Phosphor aus England, mit Schwefel aus Sicilien, mit Gummi aus Senegambien zugerichtetes Hölzchen auf Ihrer, wie ich sehe, französischen Dose in Feuer gesetzt und damit ihre köstliche virginische, mit einem Deckblatte aus der Havannah veredelte Cigarre angezündet! — Ein allgemeines Gelächter brachte den Patrioten zum Schweigen und nun zum wirklichen und gänzlichen Rückzuge.

Da trat ein Anderer auf: Ich bin Materialist. Und da kann ich Ihnen sagen, wenn ich in meinem Gewölbe einen Kasten nach dem andern herausziehe und eine Büchse nach der andern öffne, und frage: Landsmann, woher bist du? Da klingt's in vielen Sprachen:

Smyrna! — Provence! — Corinth! — Cuba! — Messina! — Limburg! — Verona! — Mastricht! — Canton!

Als darauf eine Pause eintrat, konnte ich mich nicht enthalten, noch einige allgemeine Bemerkungen über diesen Gegenstand hinzuzufügen: Der Herr, der uns jetzt verließ, mag ein tüchtiger Patriot sein, und wir müssen ihm das Zeugniß geben, daß er eifert; — aber freilich eifert er mit Unverstand und sein Unverstand hat keinen andern Grund, als die Beschränktheit seines Gesichtskreises und die Eigensucht seines Herzens und diese wiederum sind mir natürliche Folge seines Unglaubens. Er hält sich selbst und sich allein für klug und darum kann er gar nicht an Gottes Weisheit denken. Und doch giebt es kaum eine deutlichere Offenbarung der Weisheit Gottes, als die Einrichtung der Welt, daß jedes Land seine eigenthümlichen Erzeugnisse und jedes Volk seine aus seinem eigenthümlichen Bildungsgange entsprungene Kunstfertigkeit hat, während doch was alle Länder hervorbringen und alle Völker bereiten, von jedem einzelnen Volke und Menschen benutzt werden kann, ja zum Theil nothwendig gebraucht wird. Nur der schwarze Hottentott oder der rothhäutige Indianer oder der braungelbe Bewohner einer einsamen Insel in der Südsee hat nichts weiter, als was ihm seine nächste Umgebung darbietet. Und doch mag sich auch dieser Wilde nicht damit begnügen und sucht durch Raub oder durch Tausch von seinen Nachbarn zu erlangen, was er zu seinem Leben oder zu seinem Genusse bedarf. Aber sobald ein Volk eine höhere Bildungsstufe ersteigt, sieht es auch seine Bedürfnisse sich vermehren und ist genöthiget, zu Befriedigung derselben nach auswärts zu blicken. Und da kann es nicht empfangen ohne zu geben und so muß ein gegenseitiger Austausch stattfinden, der nach und nach die verschiedenen Länder, alle Länder der Erde zu e i n e m großen Ganzen verbindet und alle Völker in e i n e große Familie vereiniget. Nun wird der Handel das Band, das Alle umschlingt. Dieser Handel braucht Straßen durch die Länder und über die Meere und erzeugt eine Gewerbsthätigkeit, die überall neue Bedürfnisse schafft und fortwährend

durch Befriedigung fremder Bedürfnisse den eigenen, den allgemeinen Nutzen befördert. Nun blühen Handwerke, Künste und Wissenschaften und der Erfindungsgeist wird angeregt und auf neue Entdeckungen gehen die Menschen aus und immerdar und überall öffnen sich neue Quellen des Wohlstandes und des Genusses, — und das desto mehr, je mehr ein Volk die Früchte seines Bodens und die Erzeugnisse seiner Gewerbthätigkeit in die entlegensten Länder sendet, aber auch zu Befriedigung seiner vielen Bedürfnisse die Gaben aller Himmelsstriche und die Hilfe der verschiedensten Völker in Anspruch nimmt. Je mehr ein Volk gewerbthätig und handeltreibend ist, desto höher, je mehr sich ein Volk begnügt mit den einfachen Erzeugnissen des eigenen Bodens, desto niedriger die Stufe seiner geistigen Bildung. Das lehrt die Geschichte aller Zeiten, davon zeugt der große Unterschied zwischen dem Engländer und dem Irländer, die in gleicher Lage als Inselbewohner, unter gleichem Himmelsstrich, bei gleicher Regierung doch in den meisten Lebensverhältnissen einander so fern stehen. Dasselbe können wir im eigenen Vaterlande sehen, wenn wir die Bewohner der nur den Ackerbau treibenden und die Bevölkerung der Fabrik-Gegenden mit einander vergleichen.

Freilich mißbraucht der thörichte Mensch so gern und so oft die köstlichsten Gottesgaben. Und darum finden wir oft neben einer höhern Geistes- und einer feinern Lebensbildung auch mehr Eigennutz und Lug und Trug, klüglich auf Vermehrung des Besitzes und auf Verfeinerung des Genusses berechnet, und mehr Eitelkeit, die in Wohnung, Geräthschaften, Kleidern nur nach äußerm Glanze trachtet, mehr Wollust und Ueppigkeit und mehr Neigung zum Widerstand gegen menschliches Gesetz und göttliche Ordnung, als dort, wo Einfachheit und treues Halten an der väterlichen Sitte herrscht. — Aber wollen wir um der menschlichen Thorheit willen, die den Himmelssegen in Fluch und Verderben verwandelt, die ewige Liebe Gottes verachten? —

Muß ich denn darum, weil ich das Eine thun darf, das Andere lassen? — das, was ich durch Fleiß und Geschicklichkeit erwarb, wieder leichtsinnig verschwenden?

— durch unersättliche Befriedigung unnöthiger Bedürfnisse mich in Armuth stürzen und diese Armuth mir täglich empfindlicher machen? und dabei auch meine körperliche Gesundheit zerrütten und mich um die Ruhe meines Gemüthes bringen und meinen Frieden mit Gott zerstören?

Nein, nein! rief ich jetzt meinen aufmerksamen Zuhörern zu. — Nur nicht die edlen Gottesgaben weggeworfen! Nur nicht die deutlichsten Winke des himmlischen Vaters übersehen! Nur nicht zurückgekehrt zur Rohheit voriger Jahrhunderte! Nur nicht stehen geblieben auf dem Wege der Vervollkommnung! Nur immer vorwärts! Nur immer besser gemacht alles, was wir thun! Nur selbst immer besser geworden! Nur nicht das Glück des Lebens und des Herzens Frieden gesucht im rastlosen Streben nach eigenem Vortheile oder in Befriedigung niedriger Sinnenlust! — Dann wirds auch immer besser bei und mit uns werden! Wer für das Ganze arbeitet, hat das eigene Glück am sichersten gegründet. Und weil Keiner Allen in allen Stücken helfen kann, so thue Jeder nur das Seinige redlich, eifrig, gewissenhaft. So kann die treue Mutter durch sorgfältige Kindererziehung der Welt eben so nützen, wie der Gelehrte auf der Hochschule durch seine Wissenschaft — und der Ackersmann kann durch Emporbringung seiner Wirthschaft der Menschheit einen eben so großen Dienst erzeugen, als der Staatsmann, in dessen Hand das Schicksal eines Volkes gelegt ist.

Einfach und klar, aber voll tiefen Sinnes und hoher Bedeutung sind die Worte unsers Evangeliums — uns gegeben zum ewigen Heile unserer Seele, aber eben darum auch zur Beförderung unsers leiblichen Wohls im Erdenleben:

„Es sind mancherlei Gaben; aber es ist ein Geist. Es sind „mancherlei Kräfte; aber es ist ein Gott, der da wirket Alles „in Allen. Aber in einem Jeden sollen sich die Gaben des „Geistes erzeigen zum allgemeinen Nutzen. Darum beneidet „auch nicht unter einander; vielmehr dienet einander, ein Jeder „mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter „der mancherlei Gaben Gottes!“

Ueber den Spiegel.

Der Spiegel, dieser nothwendige Schmuck unserer Zimmer, dieser theure Freund unserer Frauen, dieser unübertreffliche Maler verdient es gewiß, daß wir ihm ein kleines Denkmal setzen. Er verschönert ja alle unsere Zimmer. Ich will nur einen Augenblick bei ihm als Maler verweilen. Nichts übertrifft ihn an Schnelligkeit, Vielseitigkeit und Treue der Leistungen. In Italien war ein Maler, der, weil er mit unglaublicher Schnelligkeit arbeitete, den Namen Luca fa presto „Lucas, mach schnell" erhielt. Seine Frau rief ihn einmal zu Tische. „Ich werde, antwortete er, gleich kommen; ich will nur erst noch die zwölf Apostel malen." Das heißt gewiß schnell gearbeitet. Aber der Spiegel arbeitet noch ungleich schneller. Man stellt sich vor diesen geschwindesten aller Maler, und das Bild ist vollendet. Umrisse, Zeichnung, Farbengebung, Hauptwerke, Beiwerke, Alles bis auf das Genauste ist ausgeführt; kein Haar fehlt.

Denn das ist zu bemerken, daß der Spiegel auch mit der seltensten Treue malt. Während gewöhnliche Maler den Menschen, den sie darstellen, bald verschönern, bald in's Häßliche malen, und selten ein naturgetreues Ebenbild schaffen, zaubert der Spiegel auf seine krystallene Fläche die vollendetste Copie. Das Fältchen im Gesicht, das Stäubchen auf dem Halstuch giebt er wieder; seinem Scharfblick entgeht nichts. Er ist von unnachahmlicher Treue. Dabei verfährt er mit einer Vielseitigkeit, die allen Glauben übersteigt. Selten ist ein Maler im Stande, in allen Fächern mit gleicher Kunst zu arbeiten. Ist er ein guter Porträtmaler, so werden vielleicht die Kleidungsstücke von ihm versäumt. Malt er die Kleidungsstücke, die Spitzen und Kanten mit Genauigkeit, so läßt er es vielleicht dem Gesicht an gehörigem Ausdruck fehlen. Dem Spiegel ist es vollkommen gleich, was er darstellen soll. Er malt Haar, Gesicht, Mund, Hände und Kleidung

mit derselben Geschicklichkeit, und malt, wenn es nöthig ist, auch wieder Blumen und Bäume mit wunderbarer Treue. Er gleicht in dieser Hinsicht den niederländischen Malern, auf deren Bildern man nicht weiß, was treuer ausgeführt ist, die Menschen, die darauf handeln, oder die Kleider, die sie tragen, oder die Früchte, die vor ihnen liegen, oder der Tisch, an welchem sie sitzen, oder die Bäume, unter denen sie spielen.

Wenn etwas an ihm zu tadeln ist, so ist es, daß er bisweilen zu treu malt. So gern er hübschen Personen Freude macht und sich an ihrem Glücke, schön, geistreich und anmuthig zu sein, ergötzt, so unerbittlich ist er gegen Häßliche. Sie mögen sich noch so oft vor ihn stellen, sie mögen ihm noch so freundliche Mienen machen, sie mögen ihm noch so gute Worte geben: er beharrt in seinem Eigensinn. Er rührt sich nicht. So hartherzig sind nun unsere gewöhnlichen Maler nicht. Diese wissen der Dummheit noch einen Zug von Geist, der Häßlichkeit noch einen Anflug von Schönheit, der Abgelebtheit noch einen Ausdruck von Kraft und Jugendfülle zu geben, daß die Originale selbst darüber erstaunen. „Ich hätte nicht gedacht, daß ich noch so gut aussähe", sagte einmal ganz naiv Charron, als er sich hatte malen lassen. Er war bekanntlich der Häßlichste unter den Franzosen. Eben so wunderte sich Voltaire über die ehrliche Miene, die ihm einmal ein Künstler gegeben hatte. Dieses menschliche Wohlwollen nun, das die Maler ehrt, hat der Spiegel nicht. In dieser Hinsicht ist er herzlos. Er malt, wie die Leute sind. Doch möchte ich ihn deshalb nicht geradezu verdammen. Treue scheint Grundsatz bei ihm zu sein und er hat diesem Grundsatze schon schwere Opfer gebracht. Elisabeth, die Kaiserin von Rußland, wurde alt. Das ist ein Schicksal, das viele Menschen mit ihr theilen. Aber sie wollte nichts davon wissen. Ihre Höflinge merkten es, und versicherten ihr, daß sie in ewiger Jugend blühte. Ihr Spiegel allein war ehrlich genug es ihr zu sagen. Dafür aber hatte er auch ihre Gunst verloren. „Ich weiß gar nicht, sagte sie, was jetzt der Spiegel hat; man sieht sich gar nicht mehr gleich." Der Spiegel

mußte weggeschafft werden. Ein anderer Spiegel wurde herbeigebracht. Man hatte den feinsten und höflichsten aller Spiegel ausgesucht. Aber er glich in seinen Grundsätzen fast aufs Haar seinem Vorgänger. Er malte ihr Bild, wie sie war. „Man kann jetzt, sagte sie, gar keinen guten Spiegel mehr bekommen; sie haben alle etwas Mattes und Abgelebtes, sie sind nicht werth, daß man sie in die Zimmer stellt; man ärgert sich nur, wenn man hineinsieht; wie die Kunst der Glasmalerei verloren gegangen ist, so ist auch die Kunst, gute Spiegel zu gießen, verloren gegangen; in meiner Jugend war man darin weiter, als jetzt. Der arme Spiegel wurde verhangen, und die erzürnte Selbstbeherrscherin würdigte ihn keines Blickes mehr. Ich weiß nicht, mit welcher Gesinnung der Spiegel diese Ungnade ertrug; bei seinen Grundsätzen aber ist zu vermuthen, daß er einen stoischen Gleichmuth bewies.

Dieser Künstler nun ist es wohl werth, daß wir ihm einige Augenblicke unsere Aufmerksamkeit schenken. Reist man doch nach Italien, um die Geburtsörter und Werkstätten von Raphael und Michel Angelo zu sehen, und preist sich glücklich, wenn man weiß, daß der eine zu Caprese im Florentischen, der andere zu Urbino geboren worden ist. Der Spiegel ist für uns gewiß noch wichtiger, als Raphael Sanzio da Urbino und Michel Angelo da Caprese, und seine Geschichte verdient die Aufmerksamkeit von einigen Augenblicken.

Vor 300 Jahren konnten sich unsere Mütter noch nicht gut bespiegeln. Eva, die Stammmutter des Menschengeschlechts, mußte, wenn sie sich bespiegeln wollte, an eine der Quellen im Paradiesesgarten gehen. Viele Jahrhunderte haben ihr das ihre Töchter nachmachen müssen, und man liest von Geßners Hirtinnen — und Geßner ist nach Aller Zeugniß einer der zuverlässigsten Historiker — daß sie keine andere Art von Spiegeln, als die Quellen des Haines, kannten. Gewiß war das sehr unbequem, aber es hatte doch den Vortheil, daß die Mädchen ihr schönes Haar mit Blumen schmücken lernten. Die Quellen, in deren klarem Krystall sie sich bespiegelten, waren an dem Rande mit Blumen bedeckt.

Die Mädchen bemerkten, wie sehr ihre Gesichter durch diesen unerwarteten Schmuck, hinter dem sie anmuthig hervorblickten, gewannen, und befestigten die Blumen in das Hauptharr. Wir würden einen der schönsten Theile des weiblichen Schmuckes entbehren, wenn nicht Quellen die ersten Spiegel gewesen wären. Ob auch Männer sich bespiegelt haben, wird bezweifelt, und mit dem vollsten Recht. Geßner erzählt nichts von seinen Hirten, das darauf führte. Auch würden die Männer gewiß ihr Haar mit Blumen schmücken, wenn sie sich in den mit Blumen umkränzten Quellen betrachtet hätten. Einen einzigen Fall, die Begebenheit des unglücklichen Narziß, weiß die Geschichte aufzuweisen. Narciß, ein griechischer Jüngling, war von wunderbarer Schönheit. Einst kam er an eine Quelle und besah sich zufällig in derselben. Er war überrascht. Von solcher Schönheit hatte er nichts gesehen. Er konnte von der Quelle sich nicht trennen. So oft er konnte, eilte er zu ihr zurück. Er verliebte sich in sein Bild, und hatte endlich den Tod davon. Die barmherzigen Götter verwandelten den zum Tode verschmachtenden Jüngling in eine Blume, die noch heute seinen Namen führt, die Quellen liebt, und dadurch sich auszeichnet, daß sie niederwärts blickt, als wolle sie das geliebte Bild in der Quelle suchen. Da die Geschichte von keinem Manne weiter Nachricht giebt, der sich in den Quellen bespiegelt habe, so ist es wahrscheinlich eine Seltenheit gewesen, und gerade des Außerordentlichen wegen dieser Fall aufbewahrt worden.

Als man die Metalle zu bearbeiten anfing, bemerkte man, daß die glatten Flächen derselben das Bild zurückwarfen. Nun wurden metallene Spiegel gebraucht. Besonders nahm man Silber dazu. Es läßt sich leicht denken, daß diese Spiegel theuer waren. Nur Fürstinnen konnten sich in Metall bespiegeln. Arme Leute mußten fortwährend das Quellwasser zu Hülfe nehmen. Zerbrochene Spiegelstückchen, die wir jetzt wegwerfen, oder mit denen unsere Kinder spielen, würden noch von den Römern mit Silber aufgewogen worden sein. Kleopatra, Livia und die reizvollsten Schönheiten des Alterthums haben sich wahrscheinlich nur in Metall be-

spiegelt und sich zufrieden geben müssen, ihr Bild in's Dunkle und Schattige gemalt zu sehen.

Der Zufall bekanntlich, der auch das Schießpulver erfunden hat, ist der Erfinder des Glases. Phönicische Kaufleute, die mit Salpeter handelten, landeten an einer sandigen Küste. Sie wollten kochen und brachten, um ihre Töpfe gewiß zu setzen, große Salpeterstücke aus dem Schiff. Das Feuer brannte, und umspielte nach Herzenslust die Töpfe. Plötzlich aber schmolz der Salpeter, die Töpfe fielen um, der Salpeter vermischte sich mit dem Sande, und die Kaufleute hatten Glas. Sie erholten sich bald von ihrem Schrecken, und wiederholten den Versuch. Das Glas, war ihnen mehr werth, als der Salpeter. Bei Sidon wurden die ersten Glashütten angelegt.

Man darf nicht glauben, daß das Glas sogleich zu Spiegeln und Fenstern verwendet worden sei. Glasfenster hatten weder die Griechen, noch Römer. Reiche hatten Scheiben von Marienglas, einem bekannten durchsichtigen Fossil. Arme hatten gar keine Fenster. Die Fensteröffnungen waren mit Gitterwerk, oder Vorhängen bedeckt. Auch brauchte man häufig geöltes Papier. Wien war der erste Ort in Deutschland, wo vor vierhundert Jahren Glasfenster in einer gewissen Allgemeinheit vorkamen. Aeneas Sylvius rühmte es als eine Merkwürdigkeit, daß beinahe die ganze Stadt Glasfenster hätte. Nur die Kirchen hatte man bis dahin mit Glasfenstern geschmückt, die Kirche zu St. Denys zuerst. Man kannte das Geheimniß noch nicht, das Glas in Tafeln zu gießen. Runde Scheiben waren das Höchste, was man hervorbrachte, und ein Mann galt für erstaunt reich, der runde Scheiben in seinem Hause anbringen konnte. Tempel und Paläste hielten das damals für einen Schmuck, was man jetzt nur noch in den ärmlichsten Bauerhütten findet.

Vor zweihundert Jahren erst gelang es einem Franzosen, das Glas in Tafeln zu gießen. Der Mann hieß Therart. Das war eine kleine Revolution. Die Glasfenster wurden nun allgemein. Die runden Scheiben wurden entfernt und blieben nur noch in Kirchen und

Landhäusern. Die viereckigen Scheiben, eigentlich ein Widerspruch, oder die Glastafeln zierten die städtischen Wohnungen. Mit der Kunst, Glastafeln zu produciren, war auch die Kunst, Spiegel zu schaffen, gegeben, die nach und nach in größter Vollkommenheit hervortraten. Die Kunst der Belegung war schon im vierzehnten Jahrhundert erfunden worden, hatte aber nur, um kleine runde Spiegel zu bilden, angewendet werden können. Jetzt traten die großen Wandspiegel hervor. Zu St. Il de fonso in Spanien gießt man Spiegel, die 9 Fuß hoch und 5 Fuß breit sind und eine Stärke von ½ Zoll haben. Dies sind die Spiegel, die das Bild des Menschen am schönsten reflectiren und das Leben in der Nähe derselben zum Zauber machen.

Unleugbar haben wir viel vor unsern Vorfahren voraus. Auch der Aermste kann sich jetzt in seinem Spiegel beschauen. Was einst nur Königinnen und Kaiserinnen vergönnt war, das thut jetzt mit Unbefangenheit die Tochter des Hirten. Sie bespiegelt sich, ohne an die Quelle zu gehen, und dort das Veilchen in das Haar zu flechten.

So groß indeß das Verdienst ist, das der Spiegel sich um die Verschönerung unsers Lebens erwirbt, so sehr möchte ich unter gewissen Umständen vor ihm warnen. Er ist bei aller Ehrlichkeit ein Schalk und trägt sehr viel dazu bei, die Leute eitel zu machen. Hübschen Personen macht er glaublich, daß sie noch hübscher sind, als es der Fall ist. Das ist eine Unart, die er nicht ablegen kann. Solchen Leuten geht es dann, wie dem armen Narciß. Sie können nicht wieder vom Spiegel wegkommen. Wo sie nur Gelegenheit erlangen, sich zu bespiegeln, thun sie es. Man sieht sie oft tanzend am Spiegel vorübergehen, und mit einem flüchtigen Blick ihr wohlgetroffenes Porträt betrachten. Bald auch haben sie eine Locke zu ordnen, eine Schleife zu zupfen, eine Gesichtsveränderung zu studiren, daß sie den Spiegel befragen müssen. Solche Leute aber haben das Unglück, sich in ihre eigenen Personen zu verlieben und es bleibt ihnen am Ende nichts, als das Schicksal des Narciß. Sie werden geistlos blühende Blumen. Es ist zu be-

dauern, daß der sonst ehrliche und gerade Spiegel an dieser Schalkhaftigkeit seine Freude findet und der Eitelkeit Vorschub thut. Es wäre besser, er entstellte sie ein wenig, und verleidete ihnen, wie der Kaiserin Elisabeth, das Hineinsehen.

Noch schlimmer aber ist eine andere Art von Schadenfreude, die der Schalk treibt, und durch die er schon fürchterliche Wirkungen hervorgebracht hat. Neidischen Menschen nämlich, die Jugend und Schönheit nicht neben sich dulden können, bringt er die Täuschung bei, als seien sie noch häßlicher, als sie sind. Er giebt ihnen etwas Gelbliches, Eingefallenes, Zurückstoßendes, daß sie selbst vor ihrem Anblick erschrecken. Nun ist eigentlich keine Physionomie absolut häßlich. Sie kann unregelmäßig und fehlerhaft gebildet sein, häßlich ist sie darum noch nicht. Häßlich wird sie erst durch den Ausdruck der Unzufriedenheit, der Mißgunst und des Neides. Geist und Gemüth verklären und verschönern auch die unregelmäßigsten Gesichtszüge. Daher kommt es, daß der Spiegel häßliche Menschen, sobald sie neidisch sind, noch häßlicher macht. Es ist eine Art von Strafe, die er ihnen auflegt, und er scheint sich an ihrer Qual zu gefallen. Aber es ist, wie ich schon gesagt habe, eine verderbliche Art von Schadenfreude. Die Königin Elisabeth von England ruhte nicht eher, als bis sie Marie Stuart auf das Schaffot gebracht hatte, weil sie bei einer Zusammenkunft mit ihr bemerkt haben wollte, daß Marie schöner wäre. Der Spiegel hatte ihr diese Vorstellung beigebracht. Und Catharina von Medicis ließ drei Freundinnen nach einander vergiften, weil sie ihnen gegenüber im Spiegel häßlich erschien. Sobald also jemand bemerkt, daß der Spiegel ihn in's Häßliche malt, so ist es das gerathenste, zu thun, als gebe es keinen Spiegel auf der Welt. Dadurch entwaffnet er den schadenfrohen Feind, und vergißt am Ende, wie er gestaltet war. Er rettet seine Heiterkeit, seinen Lebensmuth, seine Gutmüthigkeit, und wird, wenn er sich einmal zufällig bespiegelt, gewahr, daß er besser aussieht, als er dachte. Er glaubte bleich und mürrisch auszusehen und sieht munter und lebensfroh aus. Beharrt er aber bei der

üblen Gewohnheit, sich zu bespiegeln, so darf er sich gefaßt machen, bald um allen Frohsinn und alles menschliche Wohlwollen betrogen zu sein. Er wird die Menschen hassen und sich verabscheuen und unter Schmerz und Haß als Misanthrop untergehen.

Bei alledem ist der Spiegel ein Wunder der Natur und der Kunst, und wir können uns seines Besitzes nicht dankbar genug freuen. Daß eine glatte und durchsichtige Fläche auf dunklem Grunde das Bild mit solcher Genauigkeit zeichnet und bis zu der kleinsten Nüance wiedergiebt, muß unser Erstaunen erregen, sowie es der menschlichen Erfindungskraft Ehre macht, solche Flächen ausfindig gemacht zu haben, die an Klarheit und Durchsichtigkeit dem Wasser gleichen, und doch die Tragbarkeit von Holz und Stein haben. Den besten Gebrauch von diesem Geschenke der Natur und des menschlichen Geistes machen wir, wenn wir den Spiegel als Lehrmeister der Reinlichkeit, der Schicklichkeit und der Anständigkeit anwenden und nie länger vor ihm stehen, als nöthig ist, um zu wissen, daß wir mit Anstand in der Gesellschaft erscheinen können. Was darüber ist, ist vom Uebel.

Große Wirkungen aus kleinen Ursachen.

Eine der anziehendsten Seiten des Geschichtsstudiums ist die Betrachtung, daß die größesten Begebenheiten oft aus den kleinsten Ursachen entsprungen sind, und daß bisweilen nur zufällige Umstände die Gestalt der Welt verändert haben. Ich glaube, mir, wenn nicht den Dank, doch die Nachsicht meiner Leser zu verdienen, wenn ich ihnen einige Beispiele von großen Begebenheiten, die lediglich aus zufälligen Ursachen hervorgingen, und die in ihrer Wiege keine Ahnung von dem, was sie werden sollten, blicken ließen, vortrage.

Das Habsburgische Haus besitzt jetzt bekanntlich den östreichischen Kaiserthron. Es herrscht von Siebenbürgen bis an die Schweiz und von dem Riesengebirge bis an den Fuß der Apenninen. Neun verschiedene Sprachen werden in dem Bereiche der ihm unterworfenen Länder gesprochen. Es ist eine der fünf großen Mächte, die die Geschicke der Welt in ihren Händen halten. Der Stammvater dieses hochgestellten Hauses war vorzeiten nichts, als ein schweizerischer Edelmann, der sich Graf nannte, und dessen Besitzungen höchstens den Besitzungen der heutigen Schönburge gleichkamen. Seine Kriege bestanden in Fehden mit benachbarten Rittern und Aebten, und seine höchste Würde war die eines Kriegsobersten der freien Stadt Straßburg. Da geschah es, daß der Erzbischof Werner von Mainz über die Alpen reiste, um in Rom das Pallium zu holen. Als er nach Straßburg kam, erbat er sich von dem dortigen Rathe einen Führer, der mit hinlänglicher Mannschaft ihn über die Alpen geleitete. Der Rath bewilligte ihm seinen Kriegsobersten, den Grafen Rudolph von Habsburg. Dieser entledigte sich des ihm gewordenen Auftrages mit solcher Geschicklichkeit und solcher Treue, daß der Bischof, als er von ihm Abschied nahm, dankend

sagte, er wünschte nur so lange zu leben, um ihm einst diesen Dienst vergelten zu können. Diese Fahrt geschah im Jahr 1261.

Im Jahr 1273, also zwölf Jahre nach jener Begebenheit im September, kamen die deutschen Fürsten in Frankfurt zusammen, um einen Kaiser zu wählen. Große Unordnung war seit zwanzig Jahren im Reich gewesen. Das mächtige Geschlecht der Hohenstaufen, vor welchem die deutschen Fürsten noch gezittert hatten, war gestürzt worden, und der letzte Sprößling desselben in Neapel auf dem Markte durch Henkershand gestorben; den Schattenkönigen aber, die auf dasselbe folgten, hatte niemand gehorchen wollen. Nun wünschten die Fürsten einen Kaiser, der weder so mächtig wäre, wie die Hohenstaufen gewesen waren, noch so schwach, wie sich Wilhelm von Holland oder Richard von Cornewallis gezeigt hatten. Von der zu großen Macht befürchteten sie Schmälerungen ihrer willkührlich angemaßten Fürstenrechte, und von der zu kleinen Macht besorgten sie Schimpf und Schande für das deutsche Reich. Sie warfen ihre Augen herum und konnten lange keinen ausfindig machen, der ihren Wünschen entsprach. Da erinnerte sich der Mainzer Erzbischof des Grafen, der ihn vor zwölf Jahren über die Alpen geleitet hatte und schlug ihn den versammelten Fürsten als den geeignetsten Mann zum Throne vor. „Er ist, sprach er, kriegerisch, ohne daß er uns gefährlich werden kann. Seine Hausmacht reicht nicht weiter, als die kleinen Tyrannen zu züchtigen. Dabei ist er beredt, tapfer und thätig, und wird die Ehre des Reichs nicht zu Schanden werden lassen.“ Er wurde gewählt. Er lag eben vor der Stadt Basel, mit deren Bischof er in Fehde war, als er um Mitternacht geweckt und von seinem Schwager, dem Grafen von Hohenzollern, der von Frankfurt vorausgeeilt war, als Kaiser begrüßt wurde. Er fand es unglaublich. Als aber der Reichsmarschall, Graf von Pappenheim, ankam, und der Adel und die Städte aus der Umgegend glückwünschend herbeiströmten, kam ihm der Glaube in die Hände. Dem erschrockenen Bischof, der sich vor die Stirn schlug, und ausrief: Herr Gott,

sitz fest auf deinem Thron, sonst steigt Rudolph von Habsburg darauf," bot er Frieden, und zog mit seiner Gemahlin nach Aachen, um sich dort krönen zu lassen. „Seid ihr, fragte der Erzbischof von Mainz, mit meinem Danke zufrieden?" Daß er bald darauf Oestreich, welches der König von Böhmen sich angemaßt hatte, als eröffnetes Reichslehen einzog und seinem Sohne Albrecht gab, daß er dadurch die östreichische Hausmacht gründete, daß er darüber mit dem Könige von Böhmen in Krieg gerieth und ihn in einer entscheidenden Schlacht auf dem Marsfelde besiegte, das gehört, obschon es bedeutungsvoll ist, nicht hierher. Hier sollte nur erzählt werden, durch welchen Umstand Rudolph Kaiser geworden war, und sich in dem Stande befand, eröffnete Reichslehen einzuziehen, und sie seinem Hause zuzuwenden.

Doch kann ich nicht umhin, zu erwähnen, daß außer Werners Dankbarkeit auch Rudolphs schöne Töchter einen großen Antheil, an seiner Wahl hatten. Sie saßen zu Hause und näheten und in Frankfurt entschieden sie die Wahl ihres Vaters zum Kaiser. Werners Vorschlag nämlich war anfangs weit entfernt, allgemeine Billigung zu finden. Mehrere waren von dem Könige von Böhmen gewonnen, und wünschten diesem die Krone zuzuwenden. Insonderheit waren dieses der Pfalzgraf Ludwig am Rhein, der Markgraf Otto von Brandenburg und der Herzog Albert von Sachsen. Da setzte sich Rudolphs Schwager, der Graf von Hohenzollern, zu den Fürsten, und redete viel von Rudolphs schönen Töchtern, deren sechs im Hause blüheten. Die Fürsten höreten aufmerksam zu, und jeder dachte für sich: „da könntest du ja des Kaisers Eidamsohn werden." Klüglich ließ der Graf von Hohenzollern merken, daß sein Schwager solche Eidame nicht verschmähen würde, und die Wahl war entschieden. Alle Fürsten fielen Rudolphen zu und vollzogen einstimmig die Wahl.

So hoben Werners Dankbarkeit und der Kreis der blühenden Töchter Rudolphen auf den Kaiserthron. Wirklich wurden gleich in Aachen bei der Krönung Mathilde mit dem Pfalzgrafen Ludwig und Agnes mit

dem Herzoge von Sachsen Albert vermählt, und später führte Otto von Brandenburg seine Hedwig heim.

Da ich einmal bei Oestreich bin, kann ich nicht unerwähnt lassen, daß Sachsen zweimal auf dem Wege gewesen ist, dieses schöne Land zu gewinnen. Das zweitemal wurde bekanntlich dem Churfürsten von Sachsen Johann Georg von den über den Jesuitismus des kaiserlichen Hauses aufgebrachten böhmischen Ständen die Krone von Böhmen angetragen, und es war zu erwarten, daß, wenn er in das Begehren der böhmischen Stände willigte, die östreichischen Stände bald nachfolgten. Denn auch die östreichischen Stände, zum größten Theil evangelisch, waren über den Druck des von Jesuiten beherrschten Kaiserhauses außerordentlich aufgebracht und in offenbare Empörung ausgebrochen. Johann Georg lehnte die von seinem evangelischen Hofprediger, einem bewußtlosen Werkzeuge der Jesuiten, bearbeitete Krone ab und ließ sich die Gelegenheit, Sachsen groß und den evangelischen Glauben in Deutschland herrschend zu machen, entschlüpfen. Dies hatte den 30jährigen Krieg zur Folge, der ganz Deutschland verödet und der die Bekenner des Evangeliums in den östreichischen Staaten fast gänzlich ausgerottet hat. Mit dem ersten Male aber, daß Sachsen Oestreich gewinnen konnte, hatte es folgende Bewandtniß.

Bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts beherrschte die Babenbergsche Familie Oestreich. Der letzte Sprößling dieser Familie Namens Friedrich, starb, ohne Kinder zu hinterlassen, hatte aber zwei Schwestern, deren eine, Constanze mit Namen, an den Markgrafen von Meißen, Heinrich den Erlauchten, vermählt war. Die Stände von Oestreich nun schickten Gesandte an den Markgrafen von Meißen, um ihn zu bitten, daß er einen seiner beiden Söhne nach Oestreich schicken und dort zum Herzog ernennen möchte. Diese Gesandten gingen durch Böhmen und kamen nach Prag. Da nahm sie der König von Böhmen artig auf und fragte, wohin sie wollten. Sie erzählten ganz treuherzig, daß sie an den Hof des Markgrafen von Meißen wollten, um einem seiner Söhne das erledigte Herzogthum von Oest-

reich zu übergeben. Der König, selbst lüstern nach diesem Herzogthum, sagte ihnen, sie sollten umkehren, und den Ständen sagen, daß das Recht des Königs von Böhmen auf Oestreich weit natürlicher wäre, als das Recht des Markgrafen von Meißen, und daß er dafür sorgen würde, das Recht gehörig zu beweisen. Wirklich mußten die Gesandten umkehren, und gingen mit dem jungen böhmischen Prinzen nach Oestreich, der durch Ueberredungen und Geschenke die Stände gewann, daß kein Gedanke wieder an den Markgrafen von Meißen aufkam. Das geschah, wie Schiller sagt, „in der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit" vor Rudolph von Habsburg, wo jeder that, was ihm gut dünkte. Und als Rudolph von Habsburg auf den Thron kam, nahm er zwar dem Könige von Böhmen das widerrechtlich angemaßte Oestreich ab, gab es aber nicht dem Markgrafen von Meißen, sondern seinem eigenen Sohne, und sagte: „das eröffnete Lehen kann der Kaiser geben, wem er will." Eine Kleinigkeit, daß die Gesandten über Prag gingen, und in Prag plauderten, brachte das erste Mal Sachsen um Oestreich.

Eine weit folgenreichere Geschichte trug sich den 22. Januar 1340 in Gent zu. Bekannt ist es, daß der König von England den Titel und das Wappen des Königs von Frankreich führt, obschon er nie Frankreich besessen hat, und hoffentlich auch nie besitzen wird. Wie er aber dazu gekommen ist, dies dürfte weniger bekannt sein. Es verhält sich so. Als in Frankreich die erste Linie des Capetingschen Königsstammes im Jahr 1328 ausgestorben war, übernahm Philipp VI., der Vetter des letztverstorbenen Königs — die Väter waren Brüder gewesen — die Regierung. Das geschah ganz den französischen Gesetzen gemäß, nach denen, wie bei uns, die Töchter von der Nachfolge in der Regierung ausgeschlossen sind. In England aber gilt ein anderes Gesetz, nach welchem auch die Töchter in der Regierung folgen können. Der damalige König von England nun, Eduard III. behauptete, daß, da er durch seine Mutter Isabelle, eine Tochter Philipps des Schönen, in gerader Linie von Philipp abstamme, er ein näheres Recht

zur französischen Krone habe, als der Sohn von Philipps Bruder. Nach englischen Gesetzen mochte er Recht haben; nach französischen Gesetzen aber hatte er Unrecht. Darüber entstand ein Krieg, der 100 Jahre hindurch wüthete, der Frankreich zur Einöde machte, der die Wunder der Jungfrau von Orleans hervorrief, der die Jungfrau von Orleans auf den Scheiterhaufen brachte, und der das einzige Gute hatte, daß er das Joch, das die Franzosen Deutschland auf den Nacken zu werfen trachteten, auf einige Jahrhunderte hinausschob. Indeß wäre dieser Krieg um so fürchterlicher geworden, wenn nicht Eduard III. eine Uebereilung begangen hätte. In dem Winter von 1339 — 40 kam Eduard nach Brabant, um da die Winterquartiere zu beziehen. Er wohnte in Gent. Während dieses Winters wünschte er die Brabanter und Flammländer zu bestimmen, daß sie mit ihm gemeinschaftliche Sache gegen Philipp machten. Sie hatten auch Lust dazu; nur hielten sie ihm die ihrem Herzoge und durch diesen dem Könige von Frankreich gelobte Treue vor und trugen Bedenken, wortbrüchig zu werden. Da ergriff Jacob von Antavelle, ein reicher Bierbrauer zu Gent, ein kecker Mann, der die Menge nach seinem Sinne lenkte und der zur Empörung geneigt war, den echt jesuitischen Ausweg, daß er dem Könige rieth, sich zum Könige von Frankreich zu machen. Er erklärte, alle Flandrer würden dem Könige von England folgen, wenn er der König von Frankreich hieße, und er dürfte nur Titel und Wappen des Königs von Frankreich annehmen, um dies zu bewirken. Gesagt gethan. Der König von England nahm Titel und Wappen des Königs von Frankreich an und entzündete dadurch in den Herzen der Franzosen einen Haß, der bei der leisesten Berührung in Flammen ausschlug, in den fürchterlichsten Kriegen sich kund gab, unsägliches Elend verbreitete und bis in die neuesten Zeiten dauerte. Gleichwohl war der englische König zu stolz, als daß er den angenehmsten Titel wieder abgelegt hätte, und trug kein Bedenken, bis in die neuesten Zeiten die Eitelkeit der Franzosen mit diesem bösen Namen zu kränken. Ein Bierbrauer von Gent hat diesen Nationalhaß und das endlose Blut,

das ihm geflossen ist, auf seinem Gewissen. Ich finde, daß in dem neuesten Vergißmeinnicht von Trommlitz auf das Jahr 1852 eine Novelle sich findet, der Bierbrauer von Gent überschrieben, und vermuthe, daß sie die angegebene Geschichte behandelt.

Ich habe einige unbedeutende Veranlassungen erfolgreicher Begebenheiten aus der früheren Zeit erzählt; ich füge denselben noch einige Erzählungen aus der späteren Zeit hinzu, die nicht minder merkwürdig sind.

Ludwig XIV., König von Frankreich, hatte einen Kriegsminister, Namens Louvois. War Ludwig herrschsüchtig, so war es sein Minister nicht minder. Oft blieb es unentschieden, wer von beiden Recht behalten würde. Louvois hatte einen eisernen Willen, und setzte das Schwerste durch. Doch kam es ihm nicht im Geringsten auf die Sittlichkeit der Mittel an. Wenn er nur seinen Kopf behauptete, ob Ströme von Blut flossen, oder nicht, das galt ihm gleich. Ludwig aber konnte ihn nicht füglich entrathen, weil es gerade dieser eiserne Kopf war, der ihm in den größten Nöthen durchhalf.

Nun hatte einst Ludwig Frieden. Die Holländer waren gedemüthigt, das deutsche Reich war eingeschüchtert, und die Engländer trieben Handel. Da ergab sich Ludwig der edlen Baukunst, und erbaute Versailles, Trianon ꝛc. Zum Unglücke hatte er seinen Kriegsminister Louvois zum Oberaufseher der königlichen Bauten gemacht. Einst besahen sie mit einander das Lustschloß Trianon, an welchem eben gebaut wurde und der König glaubte zu bemerken, daß an der Façade ein Fenster nicht so groß, als die übrigen wäre. Der Minister widersprach. Der König beharrte bei seiner Aeußerung, und ließ, als sich der Minister nicht geben wollte, durch den Baumeister Lenôtre die Fenster messen. Der König hatte Recht. Das Fenster war wirklich kleiner. „Es ist, sagte der König, unverschämt von Ihnen, überall Recht haben zu wollen; wenn es in der Kriegskammer geschieht, so lasse ich mir's gefallen; wenn Sie aber hier, wo es auf zwei gesunde Augen ankommt, mir weiß machen wollen, groß sei klein, und klein sei groß, so ist das wenigstens impertinent.“ Diese in Ge-

genwart der Arbeiter ausgesprochenen Worte erbitterten den Minister furchtbar. „Der König, sagte er zu einem Vertrauten, fängt an, sich um Alles zu bekümmern; man muß ihm mit einem neuen Kriege zu thun geben, und bei Gott, er soll ihn haben.“ Nun hatten sich kurz vorher die deutschen Fürsten zu Augsburg vereinigt, gegenseitig sich ihre Besitzungen gegen etwaige Angriffe zu garantiren Allerdings war diese Vereinigung gegen Frankreich gerichtet, das durch seine Reunionskammern den ganzen Westen von Deutschland allarmirte. Diese Reunionskammern nämlich waren Versammlungen von Juristen im Auftrage Ludwigs berufen, um zu untersuchen, welche Ortschaften Deutschlands ehemals zu Besitzungen, die neulich an Frankreich abgetreten waren, gehört hatten, und diese Pertinenzstücke im Namen des Königs von den gegenwärtigen Besitzern zu reclamiren. Sie hatten bereits mehrere Ortschaften des Elsaß mit Frankreich vereinigt. Gegen diese Anmaßungen nun war der Augsburgsche Bund zusammengetreten, hatte aber keinen Gedanken an Offensive. Louvois indeß ergriff die Nachricht von diesem Bunde, mit der größten Freude, und wußte ihn dem Könige als ein Schreckbild, vor dem Frankreich erzittern müßte, hinzustellen. „Seine Majestät muß, sagte er, sogleich die Truppen marschiren lassen, um die Häupter des Bundes zu überraschen und mit Einem Schlage zu zermalmen. Noch diesen Herbst müssen die Truppen marschiren.“ Der König, von der Größe der Gefahr erschreckt, willigte ein, und im Januar des Jahres 1689 drangen 300,000 Franzosen ohne Kriegserklärung über die Grenze von Deutschland ein, und hauseten furchtbar. Unter dem Vorwand, daß Frankreich am besten durch eine Wüste gegen Deutschland geschützt würde, brannten sie die ganze Rheinpfalz nieder, und machten die blühendsten Fluren zur Einöde. Damals gingen Mannheim, Heidelberg, Worms, Speier und viele andere Städte und zahllose Dörfer und Flecken in Feuer auf, und die Einwohner wurden mitten im Winter in's Elend gejagt. „Der König will es“, hieß es. Europa erstarrte bei der Nachricht, und waffnete sich zur Bekämpfung dieses das ausgehende Jahrhundert ent-

ehrenden Frevels. Aber unsägliches Elend war geschehen, ehe die Franzosen Widerstand fanden, und der Krieg, welcher sich entspann, setzte neun Jahre lang die begonnenen Frevel fort. Hunderttausende von Erschlagenen büßten Louvois Groll über das schiefe Fenster und die Ruinen von dem Heidelberger Schloß predigen noch heute, was ein verstimmter Minister damals vermochte. An welchen Kleinigkeiten hängt scheinbar das Wohl und Wehe der größten Völker!

Ich nehme noch ein Beispiel aus der Geschichte desselben Königs. Berühmt zu seiner Zeit war der spanische Erbfolgekrieg. Der letzte König von Spanien aus dem habsburgischen Hause hatte ein Testament gemacht, kraft dessen nach seinem ohne Zurücklassung männlicher Erben erfolgten Hintritt sein Enkel Philipp, der Sohn seiner mit Ludwigs zweitem Sohne vermählten Tochter, als König von Spanien folgen sollte. Das Testament war gegen alle Gesetze. Der Hausvertrag zwischen Spanien und Oestreich lautete, daß, wenn die spanische Linie des habsburgischen Hauses ausstürbe, die östreichische auf dem spanischen Throne folgen sollte, und umgekehrt. Diesem Hausvertrage gemäß mußte also ein östreichischer Prinz in Spanien folgen. Damit war auch England einverstanden. Ludwig aber sträubte sich, einen östreichischen Prinzen auf dem spanischen Throne zu sehen, und wollte mit aller Macht die Gültigkeit des von ihm erschlichenen Testaments des letzten spanischen Königs durchsetzen. Da entbrannte der fürchterliche Krieg, welcher unter dem Namen des spanischen Erbfolgekriegs bekannt ist, und Frankreich an den Rand des Verderbens geführt hat. Erschöpft schon betrat es den Schauplatz des Kriegs. Die Verheerung der Pfalz hatte ihm tiefe Wunden geschlagen. Seine Finanzen waren zerrüttet, seine Feldherrn entweder gefallen, oder in den Hintergrund getreten, die Reihen seiner Krieger gelichtet. Die Feinde dagegen traten mit dem Muthe der Verzweiflung den Franzosen entgegen und wünschten den ewigen Anmaßungen und Ungerechtigkeiten des französischen Cabinets ein Ziel zu setzen. Ueberdies hatten sie an der Spitze ihrer Heerre die größesten Feldherrntalente der

damaligen Zeit, den Prinzen Eugen und den Grafen Marlborough. Von Marlborough sagt man, daß er nie eine Stadt belagert, ohne sie zu erobern, und nie eine Schlacht geliefert, ohne sie zu gewinnen. Prinz Eugen aber, der Türkenbesieger, lebt noch heute in aller Deutschen Munde. Diese beiden Feldherren nun traten an die Spitze der verbündeten Truppen. Der Sieg folgte ihren Fahnen. Die Franzosen wurden überall zurückgeschlagen. Der Rhein wurde erobert; die Niederlande wurden gesäubert; Italien wurde gereinigt; der größte Theil der Spanier wollte gar nichts von dem französischen Prinzen wissen, und die, welche ihm anhingen, wurden geschlagen. Damals wurde Gibraltar den Spaniern genommen, was die Engländer bis zu dem heutigen Tage noch nicht zurückgegeben haben. Im Innern von Frankreich kamen die Schrecknisse eines kalten Winters und einer fürchterlichen Hungersnoth dazu, und der alte starrsinnige König wurde endlich gebeugt. Er erklärte den Verbündeten, er wolle Frieden machen, wolle den Plan, seinen Enkel auf dem spanischen Thron zu sehen aufgeben, wolle die früher von dem deutschen Reiche abgerissenen Stücke, namentlich den Elsaß und die drei Bisthümer, Metz, Toul und Verdun dem Reiche restituiren, wolle die Kriegskosten bezahlen und wer weiß, was noch bewilligen. Ein solcher Friede war noch nie geboten worden. Die Verbündeten waren wahnsinnig und verlangten in ihrem Siegesrausche, er sollte seinen eigenen Neffen, der wieder Vortheile erlangt hatte, aus Spanien treiben. Das war zu viel. Ludwig schwur, auf Leben und Tod zu kämpfen, und das von Auflagen fast erdrückte und von Schwert und Hunger furchtbar zusammengemähete Volk raffte die letzten Kräfte auf, um sich der von den Verbündeten zugedachten Beschimpfung zu erwehren. Da halfen ein Paar Frauenhandschuhe. In England nämlich regierte damals Anna. Bei der Königin Anna stand als Hofdame die Herzogin Marlborough in Ehren, zwar schön, aber eine stolze und herrschsüchtige Frau, die der Königin ebenso, wie ihrem siegreichen Gatten, imponirte. Um die Herzogin zu gewinnen und ihren Einfluß zu besseren Friedensbe-

dingungen zu verwenden, schickte ihr der König von Frankreich schöne Geschenke und unter andern ein Paar kostbare Handschuhe, die Herzogin von Marlborough trug kein Bedenken, damit bei Hofe zu erscheinen. Die Königin fragte sie, woher sie die schönen Handschuhe hätte. Die Herzogin sagte: „sie sind vom Könige von Frankreich." Die Königin, schon längst ihrer Anmaßungen müde, sagte: „ei, ei, Frau Herzogin, Sie correspondiren mit Königen; Sie wollen am Ende gar noch Königin werden," und wies ihr in höchster Erbitterung die Thür. Sofort wurde der Herzog Marlborough mitten aus seinem Siegeslaufe zurückgerufen, der Krieg lässig betrieben und bald ein Separatfriede geschlossen. Die Verbündeten machten rückgängige Bewegungen, Frankreich des grimmigsten Gegners erledigt, ermannte sich und an die bewilligten Abtretungen war nicht mehr zu denken. Die Verbündeten mußten froh sein, daß sie endlich einen leidlichen Frieden erhielten. Frankreich behielt seine Besitzungen, Philipp den spanischen Thron, und die Verbündeten hatten sich umsonst geschlagen. So haben ein Paar von einer eitlen Frau zur Unzeit getragene Handschuhe den ganzen schönen Frieden vereitelt und Oestreich um Spaniens Thron, und Deutschland um die Wiedereroberung des Elsasses und der Bisthümer Metz, Toul und Verdun betrogen.

Man möchte sich aber täuschen, wenn man annehmen wollte, diese geringfügigen Ursachen seien lediglich Spiele des Zufalls, und es sei kein Plan in den öffentlichen Angelegenheiten der Völker und Staaten zu entdecken. Dem ist nicht so. Die kleinen Veranlassungen geben nur zu dem, was entweder längst im Gemüthe geruht hat, oder sorgfältig vorbereitet worden ist, oder nach Lage der Sachen kommen muß, den Ausschlag. Hat sich Zündstoff zu Kriegen zwischen zwei Staaten gesammelt, so kann eine Sache, von der sonst nicht würde geredet worden sein, den Auskram der Feindseligkeiten veranlassen, und sind die Völker erschöpft und die Regenten müde, so ergreifen sie jede Gelegenheit, um mit Ehren Frieden zu machen und ein scheinbar

unbedeutender Umstand ist ein willkommenes Auskunftsmittel. In Gottes Welt aber, wo nichts klein und nichts groß, sondern Alles wichtig und bedeutsam ist, kommt es nur darauf an, daß ein Jeder an seiner Stelle nach bestem Wissen und Gewissen wirke, und den Regenten, der die Sonne und das Sandkorn wägt, walten lasse.

Ueber Kleidermoden und ihren Wechsel.

Eine der interessantesten Erscheinungen auf dem Gebiete des Menschenlebens sind die Moden und ihre Abwechselungen. Wenn ihre Beschaffenheit uns auch oft wenig befriedigt, wenn sie uns sogar bisweilen zurückstoßen, sie hören darum nicht auf, anziehende Gegenstände unserer Betrachtung zu sein. Sie bezeichnen den Geist und den Geschmack der Menschen, an welchem wir sie beobachten, und liefern die Urkunden zu dem Urtheil, das wir über Individuen und ganze Völkerschaften zu fällen haben. „Geschmackvoll oder geschmacklos," lautet das Urtheil, das wir nach dem Anblick der Kleidermoden aussprechen. Schlimm genug, daß die Stimme des Beurtheilers so selten zum Vortheil der armen Menschen ist. Wir bedaurenswürdigen Sclaven der Sitte kleiden uns, ohne zu fühlen, daß wir die Opfer der Geschmacklosigkeit sind. Schön ist, was neu ist, und in unserer Begeisterung für das Neue nehmen wir oft das Widersinnigste mit den überströmendsten Huldigungen auf.

Keine Zeit ist in den Moden so veränderlich gewesen, als die jetzige, und keine Nation so erfinderisch in den Veränderungen, als die französische. Es verlohnt sich wohl der Mühe, den Ursachen dieser Erscheinung nachzugehen.

Früher hatten die Völker ihre Nationaltrachten und viele Völker haben sie noch heutiges Tages. Fast alle asiatische Völker gehen, wie ihre Väter und Mütter vor vielen hundert Jahren gegangen sind. Stoff, Farbe und Schnitt der Kleidungen bleiben unverändert und die Urenkel tragen die Festkleider ihrer Urgroßeltern mit demselben Wohlgefallen, als wenn sie neu wären. Auch in Europa giebt es noch Völker, die ihre Nationaltrachten haben. Der Russe und der Pole, der Ungar und der Schotte geben ungern ihre Kleidungen auf. Haben wir doch noch ganz in der Nähe ein Völkchen, dem die Mode nicht viel anzuhaben vermag. Mit großer Mühe dringt sie in die Hütten des altenburgischen Ländchens ein. Ihre Sprache haben die altenburgischen Wenden aufgegeben, ihre Kleider hat man ihnen lassen müssen. Auch die Franzosen hatten einst ihre Nationaltrachten. Was hat aber die Mode in Frankreich so veränderlich gemacht? Man wird sich wundern, wenn man hört, daß der loyale Sinn der Franzosen, ihre Anhänglichkeit an König und Königthum, die Veranlassung zu der Veränderlichkeit der Kleidermoden gegeben hat, eine Erscheinung, von welcher jetzt die Reisenden nichts mehr finden wollen, obschon die Folgen, die Veränderung der Kleidermoden, in ununterbrochener Herrschaft fortdauern.

Frankreich besteht aus verschiedenen Provinzen, in welchen bekanntlich die größeste Mannigfaltigkeit von Volksstämmen, Sprachen und Sitten sich findet. Man sollte kaum glauben, daß der gelassene Picarde und der extravagante Gascogner, der ernste Normann und der lebhafte Marseiller demselben Könige gehorchten. Doch hat vor Jahrhunderten das königliche Haupt alle diese Nationen zu gewinnen und zu unbedingter Ergebung in den königlichen Willen zu begeistern gewußt. Es ist eine der glücklichsten Unternehmungen

der ehemaligen Könige von Frankreich, daß sie die Hingebung für das königliche Haus zu einer Ehrensache für das Volk zu machen wußten. Mit Begeisterung brachte seit den Zeiten der Jungfrau von Orleans der Franzos die Gesundheit seines Königs aus. Die Hingebung ging so weit, daß der Adel in den Provinzen und der vornehmere Bürgerstand seine Nationaltracht aufgab und die Farbe des Königs annahm. Farbe und Schnitt der Kleider ward die des Hofes. So verschwand nach und nach aus den Schlössen und aus den Städten die Nationaltracht, und die Hofkleidung verbreitete sich über ganz Frankreich.

Man hätte denken sollen, den Hof machte diese Wahrnehmung Vergnügen. Anfangs war es wohl auch der Fall. Nach und nach aber mochte er doch den Wunsch haben, sich durch irgend etwas vor dem Volke auszuzeichnen, und änderte bald mehr, bald weniger merkbar wesentliche Theile der Kleidung ab. Auch machte das Bedürfniß manche Abänderungen nothwendig. Aber so wie die Veränderungen am Hofe erfolgt waren, gingen sie in die Provinz, und was früher eine dem Fürsten erwiesene Aufmerksamkeit und Huldigung gewesen war, ward nun Sache der Gewohnheit, oder der Eitelkeit. Indeß läßt sich nicht läugnen, daß bei vielen Veränderungen der Mode die frühere Ursache fortdauerte. Man nahm sie an, weil man dem Hofe ein Compliment machen wollte. Daher nannte man solche Leute auch höflich. Sie hatten die Manieren und die Kleidung des Hofes. Die lächerlichsten Dinge sind auf diese Weise in die Mode gekommen, aus keinem anderen Grunde, als weil sie an dem Hofe getragen wurden. Carl **IX.** hatte einen schlecht aussehenden Hals. Damals aber trugen noch alle Männer, wie heute die Griechen, den Hals bloß. Was that er? Er wand zierlich ein Tuch um seinen Hals, um das Uebel zu verdecken. Die Männer mit den schönsten Hälsen machten es ihm nach, und brachten den männlichen Theil der europäischen Bevölkerung nach und nach um das Glück, den Hals, so sehr es die Gesundheit zu wün-

schen scheint, frei zu tragen. Die Declamationen Rousseau's, Basedow's, Faust's u. a. suchten vergebens die Natur in ihre Rechte einzusetzen. Wir leiden noch immer an den Folgen der französischen Loyalität. Philipp, der Gute, verlor frühzeitig sein Haar. Sein Leibarzt rieth ihm, als sein Haar ausging, eine Perücke zu tragen, und suchte überhaupt darzuthun, daß das Tragen einer Perücke, weil der Kopf in einer gleichmäßigen Erwärmung bliebe, erstaunlich heilsam wäre, und daß dadurch alle Haupterkältungen und alle bösen Flüsse abgewendet würden. Was geschah? Die Menschen schoren ihr schönstes Haar, und trugen, theils dem Fürsten zu Liebe, theils dem Leibarzt zu Gefallen, Perücken. Wir wissen, wie lange diese Mode nachgehalten hat und welche Mühe erforderlich gewesen ist, sie wieder zu verdrängen. Im Jahr 1685 durfte ein Canonikus nicht Messe lesen, weil er in einer Perücke erschien, und nach und nach wurden sie dergestalt Mode, daß eine lange Zeit kein Candidat predigen durfte, wenn er nicht sein jugendliches Haar in eine Perücke steckte. Unter Ludwig XIV., welcher die verlängerten oder Allongeperücken aufbrachte, wurden sie so schwer, daß eine zwei Pfund wog. „Dies geschieht, sagte ein witziger Kopf, damit die Staatshäupter doch auch erfahren, was Staatslasten sind." Ludwig XIV., von welchem so eben die Rede war, kam als Kind zur Regierung. Er hatte noch keinen Bart. Damals aber ließ die ganze männliche Welt den Bart sich wachsen, wie man aus den Bildern alter Rathsherren ꝛc. sehen kann. Was thaten die dem König huldigenden Franzosen? Sie schoren sich den Bart, entweder um den König keinen Anstoß zu geben, oder sich dasselbe jugendliche Ansehen zu verschaffen, das sie an dem Könige rühmten. Nach und nach legte ganz Frankreich den Bart ab. Jetzt erscheinen Broschüren, daß es Pflicht der Gesundheit sei, den Bart wachsen zu lassen. Auch versuchen es Krieger, Studenten und junge Handwerker; damit aber im Ganzen hat Ludwig IX. noch immer der Zeit den Stempel aufgedrückt.

Wie kam es indeß, daß die Mode mit ihren Veränderungen sich nicht auf Frankreich beschränkte, sondern allmählig auch Deutschland und das übrige Europa mehr oder weniger in seinen Strudel fortriß? Ich erlaube mir darüber folgende Bemerkungen. Wir haben in unserem Charakter eine Eigenthümlichkeit, die uns zur Ehre gereicht, die uns aber auch erstaunlich viel zu schaffen macht. Es ist das der offene Sinn für fremde Vorzüge. Während andere das Ihre loben, damit zufrieden sind, und für nichts weiter Sinn haben, schaut der Deutsche sich um, und hat für Alles ein offenes Auge und für Alles ein offenes Ohr. Und sobald ihm etwas gefällt, besitzt er Resignation genug zu vergessen, daß es etwas Fremdes ist, erfaßt es mit ganzem Herzen und preißt es allen seinen Freunden an. Ja er geht in seiner Resignation so weit, daß er oft bei dem Fremden geradezu voraussetzt, es müsse besser sein, als das, was zu Hause ist. Was nicht weit her ist, ist auch nicht gut. Mit dem Worte: „es ist nicht weit her," glaubt er vollkommen sein Verwerfungsurtheil über eine Sache ausgesprochen zu haben. Das nun ist eine Eigenschaft, von welcher ich sage, daß sie ihr Gutes hat, weil sie den Deutschen vielseitig macht, und alles Fremde leicht auf den vaterländischen Boden verpflanzt, aber von welcher man eben so unverholen gestehen muß, daß sie dunkle Schattenseiten hat. Sie macht uns oft blind gegen das einheimische Gute und giebt uns den Ausländern und der Ausländerei bis zur Schmach preis.

Mit dieser Krankheit waren schon unsere guten Vorfahren behaftet. Unsere Fürsten gingen über den Rhein, bewunderten, was sie dort sahen, und brachten französische Sitte und Sprache und Kleidung nach Haus. Besonders war es der oft erwähnte Ludwig XIV., welcher den französischen Hof für Deutschland gefährlich machte. Dieser Mann, welcher fast ein Jahrhundert regierte, der schönste und taktvollste Mann seiner Nation, übte eine unwiderstehliche Herrschaft über sein Volk und durch dasselbe über Europa aus. Er erhob durch seinen Anstand sein Volk zur feinsten Sitte in

Europa. Die Sprache an seinem Hofe wurde die schönste Sprache der modernen Welt. Die Schriftsteller seiner Nation thaten es den ewigen Mustern der Griechen und Römer gleich. Unsere Fürsten nun, die des französischen Hofes Ordnung und Schönheit sahen, des französischen Königs Pracht und Majestät bewunderten, der französischen Sprache Anmuth und Leichtigkeit empfanden, kamen als halbe Franzosen zurück, und suchten, was sie dort im Großen gesehen hatten, zu Hause im Kleinen darzustellen: Es traten beinahe eben so viele Ludwige auf, als Fürsten in Deutschland waren. Das war die Zeit, wo die französische Sprache, Sitte und Kleidung über Deutschland gingen, und manches deutsche Regentenhaus der vaterländischen Sitte auf immer entfremdeten. Auch in Deutschland folgte dem Fürsten der Hof, obschon mehr oder weniger gewaltsam. Niemand galt für einen guten Unterthan, der nicht in die Sitte des Hofes einstimmte. Die Kleider für die verschiedenen Hofchargen wurde vorgeschrieben und der französische Schnitt zu Grunde gelegt. An den Höfen herrschte die französische Sprache und Niemand durfte sich rühmen, einen guten Brief zu schreiben, wenn er nicht zum wenigsten die Hälfte mit französischen Ausdrücken erfüllte. Die Verbindung mit Frankreich wurde immer genauer, und damit die durch den westphälischen Frieden zu Souveränen erhobenen deutschen Fürsten ja nicht hinter den französischen Moden zurückblieben, so wanderten allwöchentlich zwei Puppen in Lebensgröße, eine männliche und weibliche, mit Post in die vornehmsten Residenzen Deutschlands ein, und gaben, von Paris kommend, vom Kopf bis zum Fuß die neueste Mode an, bis zu Ausgange des vorigen Jahrhunderts an die Stelle der Puppen die Modejournale traten. So kam es, daß Deutschland in den Kreis der Moden hineingerissen wurde. Was bei den Franzosen die hingebende Begeisterung für den König und das Königthum gethan hatte, das that bei den Deutschen die angeborene Bewunderung für das Fremde. Die deutschen Fürsten und mit ihnen das Volk, ließen sich von ihrer Sucht nach Ausländerei berücken.

Indeß darf man nicht glauben, daß der französische Geschmack in Deutschland reißende Fortschritte gemacht hätte. Der Bürger und der Landmann wollte anfangs gar nichts von dem französischen Kleiderwesen wissen. Nur ungern vertauschte er seine deutsche Kleidung mit der französischen, und nur nach und nach ließ sich der Wohlhabendere, der doch etwas besonderes sein wollte, von seinem Kleiderkünstler bestimmen, sich zu modernisiren. Wie langsam es ging, läßt sich auch daraus erkennen, daß in abgelegenen Dörfern Deutschlands erst spät die Zeiten Ludwigs XIV. eindrangen, und die Männer lange Taillen und kurze Schooße zu tragen anfingen, als schon längst Ludwig todt war, und die Bräute in der Frisur der **Montespan** oder der **Maintenon***) zum Altar traten, als diese Schönheiten schon längst von der Erde geschwunden waren. Manche Stimmen erklärten sich so stark gegen die französischen Moden, daß sie eine Invasion Frankreichs in Deutschland vorhersagten. „Erst schicken sie ihre Moden, hieß es, dann kommen sie selbst, gleichwie in den alten Zeiten die Chaldäer erst ihre Moden nach Judäa schickten, und dann selber kamen. Diese Stimmen sind allerdings auf eine traurige Weise in Erfüllung gegangen, emancipirt aber sind wir bekanntlich noch nicht. Wir haben zwar Modejournale, die den deutschen Geschmack unabhängig zu machen suchen, namentlich darf das Wiener Journal mit Achtung genannt werden. Auch sind in dem österreichischen Kaiserstaat noch die meisten Nationaltrachten geblieben. Indeß sind das nur schwache Versuche deutscher Journalistik gegen die fremde Industrie und gegen den deutschen Nachahmungstrieb. Im Ganzen gilt noch immer des geistreichen Satyrikers Wort:

„In Deutschland wird man sich dann deutsch zu kleiden wagen,
Wenn man sich in Paris **à l'Allemand** wird tragen.“

Wir hängen gar zu sehr vom fremden Urtheil ab.

---

*) Mit gepudertem und hochfrisirtem Haare, das eine Fülle von künstlichen Blumen trug.

Doch wie ist dem Geschmack, seit die Mode ihre veränderliche Herrschaft auszuüben begonnen hat, mitgespielt worden. Man darf nur eine Reihe von Almanachen durchgehen, um zu erschrecken. Es ist nichts so häßlich, das nicht einmal schön, nichts so unnatürlich, das nicht einmal Natur, nichts so unsinnig, das nicht einmal passend, nichts so widerwärtig und abstoßend, das nicht einmal reitzend, oder wenigstens graziös genannt worden wäre. Ich darf nur an die Fracks der Männer, und die Reifröcke der Frauen erinnern. Es ist demüthigend für den menschlichen Geist, aber doch wahr, daß er sich in dem Gebiete der Moden oft ganz verleugnet, und die tollsten Schöpfungen des Aberwitzes für die schönsten Erfindungen der Einbildungskraft ausgeben kann. Nirgends mehr, als im Gebiete der Moden, kommt er in Gefahr, sich von dem Neuen überraschen und um die Unabhängigkeit seines Urtheils betrügen zu lassen. Wird besonders eine neue Erscheinung durch einen vornehmen Mann oder durch eine schöne Gestalt, welche sie vorzüglich kleidet, empfohlen, und macht sie durch den ersten Anblick einen frappanten Eindruck: so sind wir besiegt, und huldigen ihr mit unbedingter Unterwerfung.

Es ist anziehend, den Ursachen und ersten Anfängen neuer Moden nachzuspüren, und ich trage deshalb zu den oben gegebenen Bemerkungen noch einige nach. Als unter Ludwig XIV. die thurmhohen Coeffüren der Damen Mode waren, kamen zwei Engländerinnen nach Versailles, um den König speisen zu sehen. Sie trugen einen ganz niedrigen Kopfputz. So wie sie eintraten, erhob sich unter den anwesenden Damen ein leises Geflüster, und aller Augen wendeten sich nach dem Eingange zu, wo die beiden Engländerinnen standen, der König, durch das Geflüster aufmerksam gemacht, blickt nach der Stelle, wo der Gegenstand des allgemeinen Unwillens ist, und wird zwei schöne Engländerinnen, die durch die Verlegenheit, welche ihnen die allgemeine Aufmerksamkeit verursacht, nur noch schöner werden, gewahr. Und diese beiden Engländerinnen haben ganz niedrige Toupés. Während Alles erwartet,

daß der König seinen Unwillen über die Keckheit der Engländerinnen aussprechen soll, sagt er fast befehlend: es wäre zu wünschen, daß sich jede vernünftige Frau, wie diese Fremden, coeffirte. Am folgenden Tage sanken die drei Etagen hohen Coeffüren der Herzoginnen und Gräfinnen zu einer Etage herab und als es der König in der Messe mit Beifall bemerkt hatte, sogar zu einer halben. Frankreich und Deutschland folgten ihm nach. Eine Kleinigkeit war die Ursache der veränderten Mode. — Eine Kleinigkeit hat die Blousen Mode gemacht. Als die Heere der verbündeten Monarchen noch in Frankreich standen, sah der berühmte Maler Hugo Vernet, einen gemeinen Russen arbeiten. Es war warm, der Soldat hatte die Weste abgelegt, und arbeitete in den bloßen Hemdeärmeln. Der Anblick gefiel dem Maler, er skizzirte den Russen und gab ein Bild auf die Ausstellung: le soldat Russe laboureur. Was geschah? Das Bild wurde bewundert. Besonders gefiel der Faltenwurf über der Brust, und ehe man sich's versah, wanderten die Blousen über Europa.

Noch wichtiger ist die Veränderung, durch welche die griechische Mode über Europa ging. Man hat Antiken, wo Athenienserinnen dargestellt werden, in ein einfaches Gewand gekleidet, das in natürlichen Falten auf die Sandalen fällt. Ein Gürtel hält es unter der Brust zusammen. Das Haar zierlich geflochten, befestigt auf dem Wirbel, in Form einer Cicade, eine Haarnadel, und ein Stirnband schmückt die Stirn. Unstreitig ist dies der Typus der schönsten Frauenkleidung. Zu der Zeit, als die französischen Heere Italien durchzogen und die Antiken gesehen hatten, sollte die Phädra, ein Trauerspiel, dessen Handlung in Griechenland vor sich geht, in Paris aufgeführt werden. Zwei muthige Schauspielerinnen, die Demoiselles Mars und Düchesnois, von Denon beredet, faßten den Entschluß, in griechischem Costüm aufzutreten, d. h. in einfachen weißen Gewändern, unter der Brust gegürtet, ohne allen sonstigen Schmuck der damaligen Zeit, und machten durch die Einfachheit und Zweckmäßigkeit ihres Anzuges einen solchen Eindruck, daß sie die folgenden Tage in diesem

Anzuge in Gesellschaft gehen mußten, und Alles sich nach ihrem Vorgange griechisch kleiden wollte. Die Damen wissen, mit welchem Applaus dieser einfache Anzug über die Welt ging. Es war vielleicht die schönste Zeit des guten Geschmacks, und der Alterthumsforscher Denon that sich nicht wenig darauf zu Gute, durch seinen zweckmäßigen Rath eine der heilsamsten Revolutionen herbeigeführt zu haben. Doch zum Unglücke des guten Geschmacks blieben die Menschen nicht bei der Einfachheit stehen, sondern änderten überall, bis sie den griechischen Geschmack durch den siamesisch-chinesischen wieder verdrängten.

Eigenthümlich ist der Ursprung der Spencer, der bei Männern und Frauen Eingang fand, und in großer Kürze den Weg um die Welt machte. Ein englischer Lord, Namens Spencer, ging ins Parlament Er war im Frack. An dem Eingang des Saals blieb er an der Thüre hängen, und riß sich den einen Rockschoß fast gänzlich los. Nach kurzem Besinnen verlangte er von dem Thürsteher eine Scheere, schnitt ihn vollends ab, und den andern dazu, und ging ohne Rockschoß in's Parlament. Die Kleidung und die Entschlossenheit, unter deren Einflusse sie entstanden waren, gefiel dergestalt, daß Lords und Ladys den Spencer trugen und daß diese Kleidung den Lord berühmter machte, als seine Lordschaft.

Weniger erfreulich ist der Ursprung des Puders in der modernen Welt. Ludwig XV. bekam, die Welt weiß, warum, frühzeitig graues Haar. Er puderte sich, um es zu verstecken, und sein Leibarzt empfahl öffentlich den Puder, als eine für die Haare sehr heilsame Sache. Er versicherte, daß dadurch das Haar weich erhalten und genährt würde, und daß an frühzeitiges Ausfallen nicht zu denken wäre. Wer verliert gern seine Haare? Die Höflinge folgten, entweder aus Ehrfurcht vor dem Könige oder aus Furcht vor dem Leibarzte, und im Kurzen puderte sich die ganze Welt. Die jüngsten Kinder mit dem gesündesten Haar mußten sich pudern, weil ein kluger Leibarzt seinen König aus einer Verlegen-

heit zu ziehen gewußt hatte. O Menschen, von welchen Kleinigkeiten hängt ihr ab!

Daß die Industrie das Ihre dazu beiträgt, die Veränderung der Moden in Schwung zu erhalten, weiß jedermann. Was sollten auch die Seidenfabrikanten in Lyon oder die Baumwollenspinner in England anfangen, wenn die Moden auf ein Mal statarisch würden? Aber daß neben Bolivar und Paskewitsch, die uns Hüte und Pelze gegeben haben, Giraffen und Elephanten auf unsere Kleider Einfluß haben, und wir Stoffe à la giraffe und Aermel à l'éléphant tragen, ist zu bedauern, und berechtigt uns noch mehr zu dem Seufzer: o Menschen, von welchen Kleinigkeiten hängt ihr ab! Ein Bolivar darf siegen, und wir tragen seinen Hut; ein Giraffe darf nach Paris kommen, und wir tragen ihr unförmliches Bild auf unsern Stoffen.

Freilich ist es schmackvoll, daß wir das thun, und der Volksfreund hat Recht, wenn er entweder, wie Demokrit über die Thorheit seiner Landsleute lacht, oder wie Heraklit über sie weint. Aber es ist noch ein Drittes möglich. Unsere Bildung schwebt, wir dürfen es uns nicht verhehlen, in den Lüften. Einige Geschicklichkeiten und Fertigkeiten, einige zerstreuete Notizen und Kenntnisse, einige ungefähre Urtheile und Ansichten sind Alles, was wir haben. Von Geschmacksbildung kann nicht die Rede sein. Von patriotischer Gesinnung ist eben so wenig die Rede. Daher kommt es, daß wir jedem von außen kommenden Anstoß, die Mode betreffend, erliegen. Unser Geschmack leistet keinen Widerstand; er ist eine Nullität. Unser Patriotismus leistet auch keinen Widerstand; wir nehmen das Fremde mit Begeisterung an. Werde, mein deutsches Volk, deiner bewußt; erinnere dich, daß deine Väter dem Ausland Gesetze gegeben haben und daß auch der deutsche Rock dem Ausland Achtung einflößte; bilde deinen Geschmack an dem Einfachen, Kleidsamen; siehe mit Ruhe über die kleinen Verzierungen und Verunzwengungen, die gewissenlose Kleiderkünstler oder Modistinnen Dir empfehlen, hinweg. Schon giebt es Fürsten, die, allen Luxus bei Seite setzend, ihren einfachen Soldatenrock

tragen, oder im Civilkleid einhergehen, und Fürstinnen, die darin groß sind, daß sie einfach gehen. Vielleicht bildet sich in der Beständigkeit ein richtiger Sinn aus. Im Wechsel ist es unmöglich. Ich weiß wohl, daß die Fabrikanten und Haarkünstler darüber schreien werden; sie speculiren auf den Kleiderwechsel. Indeß ist das Unglück, eine ganze Nation haltungslos zwischen Kleidermoden hin und her schwanken und an kostbaren Thorheiten sein gutes Geld gedankenlos setzen zu lassen, viel größer, als der geringere Erwerb einiger Fabrikanten, und es ist nicht einmal zu fürchten, daß der Absatz sich sehr vermindere. Die Welt ist voll von Menschen, welche Stoffe brauchen. England ist selbstständig und ziemlich stabil in seinen Moden, und gleichwohl stehen seine Fabriken selten müßig.

Wir wollen uns freuen, daß bei den Männern der kurze Rock Eingang findet; er ist anständig, geschmackvoll und leicht. Vielleicht gewinnt er den Sieg über den Frack, dem nicht die geringste Empfehlung zur Seite steht. Sollten die Frauen, unabhängig von der bekannten Bloomer, zu einer eben so zweckmäßigen als kleidsamen Tracht hindurchdringen können, so würden sie für ihre Anmuth, ihre Ruhe und ihren häuslichen Frieden unbeschreiblich sorgen. Geld und Zeit, zwei wichtige Capitale, welche besonders die Männer zu würdigen wissen, würden erspart, und die schadenfrohen Triumphe und der quälende Neid, die wechselsweise das anmuthigste Gesicht entstellen und das beste Herz in Versuchung führen, würden verschwinden.

Lebensgeschichte
zweier königlich sächsischen Kassenbillets,
von ihnen selbst erzählt.

Am 28. December 1849 öffnete ein Kassirer der Hauptstaatskasse in Dresden mehrere Päcktchen Kassenbillets und legte die beschädigten und unscheinbar gewordenen bei Seite, damit sie gegen neue ausgetauscht und dann verbrannt werden könnten.

Da kamen plötzlich zwei alte Bekannte wieder zusammen. Als nämlich im Jahr 1840 diese Billets gedruckt wurden, war einst vom Kupferdrucker unbemerkt, ein Härchen auf die Platte gekommen, hatte sich über das Bildniß des Königs gelegt und war als ein feiner, kaum bemerkbarer Strich zweimal abgedruckt worden, als es bemerkt und entfernt wurde. Die beiden also bezeichneten Billets Nr. 5678 und 5679 blieben von nun an als treue Geschwister beisammen in einem Hundertthalerpäcktchen. Als aber dieses Päcktchen einst geöffnet wurde, mußten sie von einander scheiden und sahen sich nun erst nach acht Jahren wieder.

Einer der beiden Brüder war mit Oel getränkt, mit Flecken jeder Art bedeckt, zusammengeknittert, zerrissen gewesen, und durch aufgeklebte Papierstreifen wieder ganz gemacht worden — seine Schrift konnte an mehrern Stellen nicht mehr gelesen werden; nur den feinen Strich durch das Bild des Königs trug er noch zur Schau. Und daran erkannte ihn sogleich sein Zwillingsbruder, welcher noch ganz neu aussahe, nur daß er an einer Ecke angebrannt war.

O sage mir, wie bist du in so vielen Jahren, die mich um meine ganze Schönheit brachten, so rein und unbefleckt geblieben? Und wo und wie bist du in Feuersgefahr gekommen? Und wie der Gefahr entflohen?

Wenn Du mir die Geschichte Deines Lebens erzählen willst, so will ich auch Deine Frage beantworten, sprach der brandbeschädigte Bruder und als Jener sich dazu bereit erklärte, hub er sogleich an:

Du weißt, daß wir, kaum ans Tageslicht getreten, an die Hauptstaatskasse abgeliefert und bald darauf mit vielen Brüdern einem hochgestellten Manne übergeben wurden, der uns wie ein Hirt seine Schäflein sorgfältig durchzählte, jeden von uns mit besonders wohlgefälligen Blicken betrachtete und uns in seinem Schreibetische unsere Stelle anwies. Nun siehe! in diesem Verstecke bin ich geblieben bis in den Mai dieses Jahres, den die Menschen Wonnemond nennen, der aber im Jahre 49 uns in Dresden zum Schreckens- und Jammermonate geworden ist. — Es brach eine wilde Horde in's Zimmer, — nicht durch die Thüre, nein, durch die Wand kamen sie aus einem eben zerstörten Nachbarhause. Der Schreibetisch wurde zerschlagen und mit dem darin vorgefundenen Papieren wurde mitten im Zimmer ein Feuer angezündet, welches gewiß das Haus und wer weiß wie viele Häuser noch zerstört haben würde, wären nicht Preußische Grenadiere eingedrungen, welche alsobald die Mordbrenner gefangen nahmen und die Flammen löschten, wobei der Fußtritt eines Grenadiers mich vom Feuertode rettete.

Nachdem der Kampf in den Häusern und Straßen der Stadt beendigt war, kam mein Besitzer, sammelte seine zerstreuten so herzlich geliebten Schäflein, fand dabei auch mich und brachte bald darauf mit mehrern Leidensgenossen mich hierher.

Da hast Du eine kurze Reise gemacht und wenig Erfahrungen. Aber nun muß ich doch auch mein Versprechen halten und Dir meine Fahrten und Fährlichkeiten beschreiben. So sprach der vielbefleckte, schwerverletzte Bruder und fuhr nun fort:

Als wir wol ein Jahr lang im Schreibetische gelegen hatten, schlug für mich die längst ersehnte Erlösungsstunde, und ich begrüßte sie mit Freuden. Ich Thor! Daß ich in's stürmische Leben hinein wollte! Ich unverständiges Kind! Daß ich mich meines Ausfluges

freute! Ach! wie oft habe ich mich später wieder — aber vergeblich zurückgesehnt in meine stille Verborgenheit! War ich doch wie die Menschen, die sich nach Freiheit sehnen und nicht wissen, was Freiheit ist und nun, indem sie sich frei zu sein einbilden, jedem Habsüchtigen, jedem Ehrgeizigen, jedem Narren dienen!

Unser Herr hatte uns lieb, sehr lieb, und ich hatte schon bemerkt, wie er oft Dich und mich hervorzog, ansahe und wieder ansahe, durchzählte und uns immer wieder in den Kasten legte. Nun aber hörte ich, wie sein Diener ihn um den längst gefälligen Lohn bat und sich nicht länger hinhalten ließ, dringend wurde und endlich mit ziemlicher Derbheit forderte, was ihm gebührte. Da blieb dem Herrn nichts übrig. Er griff in den Kasten, nahm einige unscheinbar gewordene Billets heraus und zählte — und zählte wieder. Aber die befleckten und zerrissenen Papiere wollten nicht ausreichen. Da that er noch einen kühnen Griff — mit schwerem Seufzer — nahm mich, sahe mich im Gesichte, sahe mich im Rücken an — ein Mal — zwei Mal; — dann lag ich in der Hand, stak ich bald darauf in der Tasche des Dieners. Aber nicht, um darin zu bleiben. Mein neuer Besitzer hatte die Stunde zum Fordern seines Lohnes gut gewählt. Er hatte, weil der Herr noch desselben Tages verreiste, freien Lauf. Einige Trinker und Spielgenossen waren bald versammelt, und nun erlebte ich, was ich noch am nämlichen Morgen für unmöglich gehalten hätte. Ich sahe Grog- und Punschtrinker, hörte lustige und schmuzige Lieder, und mußte unfreiwillig Zeuge sein von Karten- und Würfelspielen, die aber nicht Spiele und angenehmer Zeitvertreib waren, sondern Betrug und schändliche Spitzbüberei, was ich freilich späterhin, wenn ich Spielern vom Handwerke oder verführten, unerfahrnen Jünglingen in die Hände gekommen war, noch oft habe erleben müssen. Klüglich hatte mein neuer Herr Leute von beiden Arten eingeladen, wohlhabende und des Spieles unkundige Jünglinge, um ihre vollen Beutel zu leeren, und Spieler vom Handwerke als Helfershelfer und als Theilhaber am Compagniegeschäfte. — Aber dieses Mal hatte er sich

verrechnet. Der Betrüger wurde der Betrogene, seiner Gäste Einer war listiger als er. Denn bei den eigentlichen Spielern kommt es auf das Glück nicht, auch nicht auf Geschicklichkeit und Kunst, auf die Schlauheit allein kommt es an und auf die Gewissenlosigkeit — von Mitleid ist hier keine Rede, das Wort Freundschaft ist im Munde der Gauner allezeit eine ungeheure Lüge.

Mein Herr verlor seine Baarschaft und weil er meinte, er müsse gewinnen, setzte er immer hitziger, erst die unscheinbaren Kassenbillets und endlich auch mich. Nun weiß ich nichts weiter von ihm, als daß er von „Schändlichkeiten" redete und weil sich viele Fäuste erhoben, die Thüre eilig suchte.

Dabei war ich in den Besitz eines Erzbetrügers gekommen, der mich aber schon am folgenden Tage einem Schänkwirthe überantwortete, bei welchem er schon lange Zeit auf Borg getrunken hatte.

Konnte ich wol rein bleiben in so unreinen Händen? Dazu war ich mit Grog und Bier getränkt, mit Cigarrenasche gespeist, mit Oel gesalbt worden. Und in dieser traurigen Gestalt mußte ich eine Reise machen, die ich Dir kaum in allen ihren Einzelnheiten beschreiben kann. Ich wanderte in die Brieftasche eines Oekonomen, der Bierschulden einkassirte, kam durch denselben zu einem Schneider, der mich einem Fleischer zuschickte und aus der Hand dieses ging ich an einen Bäcker über, der mich sorgfältig einschloß.

Hier beginnt einer der wichtigsten Abschnitte meines vielbewegten Lebens. In meinem Verstecke hörte ich einst die Frau meines Besitzers zu einem fremden Manne sagen: Gehen Sie, Betrüger! Ich habe nun schon seit acht Jahren mich von Ihnen verführen lassen, jedes Jahr ein Achtel zu steuern und habe bittern Mangel gelitten und meinen Mann betrogen und bestohlen, um alle Jahre die fünf Thaler zu schaffen! — Nun, sprach Jener, habe ich Ihnen nicht bei der letzten Hauptziehung die schönen blanken zwanzig Thaler aufgezählt? Und dafür, daß ich solches Glück in ihr Haus gebracht, nennen Sie mich, redlichen Freund, einen Betrüger?

Ja, ja! Aber haben Sie mich damals nicht sogleich beredet, in der nächsten Lotterie ein halbes Loos zu spielen? Und hat nicht das halbe Loos mich jene zwanzig Thaler gekostet? Und melden Sie mir nicht eben jetzt wieder eine Niete?

Nun, liebste Frau Nachbarin, das Glück kommt gewiß; man muß es nur erwarten können. — Und gäbe man ihm keine Gelegenheit, so könnte es ja eben nicht kommen. Nehmen Sie immer noch ein halbes, oder wenn Ihnen das zu viel ist, ein Viertelloos; ich gebe Ihnen mein heiliges Wort, daß mir heute geträumt hat, die Nummer 2584 müsse — Sehen Sie, ich will wahrhaft sein und Sie nicht hintergehen; vom großen Loose hat mir nichts geträumt, — aber die 2584 müsse so ein zehntausend Thälerchen gewinnen. Und eben diese Nummer biete ich Ihnen — Ihnen vor allen meinen Kunden zuerst — an. Und dann, ja dann ist Ihnen ja auf einmal geholfen und die Kleinigkeit, die Sie ihrem Manne unbemerkt, aber zu seinem wahren Besten durch meine Hände gehen ließen, können Sie ihm mit wucherischen Zinsen zurückerstatten! — Nun sage mir noch Einer, daß die lüsterne Eva immer die Verführerin und der gutmüthige Adam immer der Verführte wäre! Nein! Hier hatte der Satan in der Gestalt eines Lotteriesubcollecteurs sein Spiel gewonnen. — Ich wanderte durch des Herrn Nachbars Hände in eine Dresdner Hauptcollection und von da nach Leipzig, wo ich einige Monate lang still lag, mein Schicksal überlegend und der neuen Dinge wartend, die mir bevorstanden. Und es kamen seltsame Dinge. Wie ich später bei dem Vorlesen einer Ziehungsliste hörte, hatte 2582 das große Loos, die hundert Tausend Thaler gewonnen, 2584 hatte seine Niete gefunden und 2585 gewährte seinen Inhabern zwanzig Tausend Thaler. Und zu diesen zwanzig Tausend Thalern gehörte ich und kam mit mehr denn zwei Tausend meiner Brüder in dasselbe Haus, aus welchem ich vor einem halben Jahre meine Reise nach Dresden und Leipzig angetreten hatte. Denn — unter uns gesagt — wie die Frau ihren Mann betrogen hatte, so hatte auch der Mann seine Frau belogen. Ohne ihr Wissen hatte

er schon seit zehn Jahren in der Lotterie gespielt und schon mehr als vierhundert Thaler sich selbst abgedarbt, seinen Geschäften entzogen, seiner Familie gestohlen, immer das große Loos im Auge und im Herzen, immer, immer Nieten in der leeren Hand. — Aber jetzt, jetzt brachte ich mit meiner Gesellschaft ungeheure Freude in das Haus, in welchem bisher Schmalhans arme Ritter im Elendfette gebacken hatte.

Weib! — rief der Mann — Weib! wir sind glücklich! Mein Achtelchen macht mich zum reichen Manne! Mein lieber Mann! — sprach die Frau — nun rechne ich mich zu den Vornehmen in der Stadt! Nun ist alle Sorge dahin! — Aber — meinte bedächtig der Mann — aber nun will ich auch gleich die 500 Thlr. aufkündigen, die ich dem Kürschner Maroth schulde; denn die 20 Thaler Zinsen immer zu Weihnachten, wo außerdem so viele Ausgaben unangemeldet kommen, haben mich immer schwer gedrückt und oft schrecklich geängstigt. —

Nun, was sind für reiche Leute 20 Thaler, lächelte die Frau — aber einen Federhut, einen Mantel und ein Umschlagetuch, wie es einer reichen Frau zukommt, das ist nothwendig. Wie oft habe ich mich schämen müssen, wenn die Nachbarin rechts und die Frau Gevatterin drüben mich auf dem Kirchwege trafen und ich so ärmlich gegen sie abstach. Nein, Frau Nachbarin, nein, Frau Gevatterin, nun sollt ihr gegen mich abstechen. — Bin deshalb seit einem Vierteljahr nicht mehr in die Kirche gekommen; nun kann ich doch auch wieder fromm werden.

Aber mein Geschäft will ich erweitern, die Anlage vergrößern, besseres Geräthe anschaffen, Gesellen halten und nicht mehr selbst, wie so viele Jahre, mich am Backtroge und vor dem Ofen abquälen.

Und ein hübscher Kinderwagen muß nun endlich auch werden — fügte die Frau bei — damit die Magd — denn ohne Magd bleibe ich nun länger nicht — unsere Cäcilie herumkutschiren kann. — Aber, liebes Männchen, fuhr sie fort — ein großer Spiegel in die Stube und hübsche Vorhänge! Und die Stube selbst, die

muß auch besser vorgerichtet werden; nicht wahr, Du nimmst einen Maler dazu? — Ach! da fällt mir ein, alle unsere Bekannten, die hübsche Bürgersleute sein wollen, haben sich abmalen lassen und die Bilder mit Goldrahmen hängen an der Wand über dem Canapee! — O, das wird bei uns prächtig! Wir sind ja reiche Leute! — —

Mit einer großen Gesellschaft meiner Brüder war ich in dieses Bürgerhaus gekommen. Aber das Bürgerhaus wurde bald ein vornehmes Haus; aber die große Gesellschaft wurde täglich kleiner. Warum sollte der reiche Bäckermeister nicht Abends in Gesellschaft gehen und sein Töpfchen Waldschlößchen trinken? — warum Vormittags nicht in die Weinstube zum Frühstücke? Sie war ja neben an — und alle Zeitungen lagen dort aus — und alle Vornehmen der Stadt kamen dorthin. —

Dazu ging das Geschäft ziemlich gut und die Thaler in der Anlage zogen andere Thaler herbei. Eins aber vergaßen die beiden glücklichen Gatten nicht; daß die Lotterie ihr Glück gebracht hatte und also in hohen Ehren gehalten werden mußte. Doch Eins vergaßen sie dabei — Rechnung zu halten und über Einnahme und Ausgabe sorgfältig Buch zu führen. Das hätte ja unnöthige Mühe gemacht und ihr Vermögen war zu groß, als daß man einer Besorgniß hätte Raum geben dürfen. Der Rath eines Freundes: „leihet doch einen Theil eures Vermögens aus!“ brauchte auch nicht beachtet zu werden. Besser war's, man hatte das Geld im Kasten und konnte herausnehmen, was nöthig war — und bei dem Verleihen geht es ja auch nicht ohne Verlust und sicherlich nicht ohne Aerger über das Ausbleiben der Zinsen ab.

Vor lauter Wohlleben hatte der Mann die Aufkündigung der 500 Thaler bei dem Kürschner Maroth vergessen und wenn er auch zuweilen daran dachte, schob er das unangenehme Geschäft doch lieber auf eine gelenere Zeit hinaus.

Nach einem Jahre aber kam mein Besitzer recht verdrüßlich aus dem Bierkeller nach Hause und klagte

der Frau, daß Maroth selbst ihm gekündigt habe. Der muß gar nicht daran denken, daß er es mit einem reichen Manne zu thun hat — sprach sie; und er that, was er seit Jahresfrist unterlassen hatte, er zählte seine Kasse.

Frau! rief er erschrocken — Frau, wir sind bestohlen! Es fehlt fast unser ganzes Geld! Hier liegen noch vier Päckchen Kassenbillets zu hundert Thalern. Was ist der Bettel?

Das ist nicht möglich, sprach entsetzt die Frau — wer könnte uns bestohlen haben? Ich habe ja immer den Schlüssel bei mir. — Oder — hast du vielleicht — selbst? — fragte er zögernd. Da fuhr das Weib zornig auf: Wie? du willst mich zur Diebin machen? — Nein! Nein! deine Abendgesellschaften mit ihren Karten — deine Frühstücke mit ihren Würfeln sind die Diebe gewesen. — Oder deine Kaffeegesellschaften mit ihren Stadtklatschereien und ihrem übertriebenen Putze und ihrem unvernünftigen Tractiren! — Nein, dein unsinniger Einfall, ein Pferd zu halten: Ein Bürgersmann, der vor seinem Backofen stehen sollte, zu Pferde! — Nun ich mußte doch als Adjutant bei der Communalgarde reiten — und es hat über mein Reiten Niemand so viel Freude gehabt als du selbst. Und daß ich drei Mal Betrügern in die Hände fiel, war doch nicht meine Schuld. Ich habe ja auch, sobald die Communalgarde aufgelöst wurde, meinen lieben Schimmel verkauft. — Aber der prächtige Schlitten, den du hinter meinem Rücken bestellt hattest und zu dem ich freilich eine gute Miene machen mußte! — — Um es kurz zu machen: das häusliche Glück war dahin, dahin der Friede zwischen den Eheleuten, dahin das schöne Geld und „der Bettel" nämlich die vierhundert armseligen Kassenbillets mußten in einiger Zeit vor Gericht erscheinen. Maroth hatte geklagt, das Haus war verkauft und des Reichthums hohe Fluth hatte sich in tiefe Ebbe verwandelt.

Mit vielen schnöden Reden nahm der Kürschner Maroth vor Gericht mich in Empfang, denn er hatte nach Abzug der Gerichtskosten den größten Theil der rückständigen Zinsen verloren.

Nun trat bei mir wieder ein vielbewegtes unstätes Leben ein. Ich ging von Hand zu Hand, aus einer Tasche in die andere und habe viele meiner Herren kaum kennen gelernt.

Nur zweier Fälle erinnere ich mich deutlich, in denen ich in große Gefahr gerieth. Ein liederlicher Mensch, der selten nüchtern wurde und nur daran dachte, wie er so schnell als möglich die reiche Erbschaft eines geizigen Vetters durchbringen möchte, wollte einst vor seinen Trinkgenossen recht groß thun und zog mich aus seiner Brieftasche, um mich anzuzünden und mit dieser Flamme seine Cigarre in Brand zu setzen. Ein Glück für mich, daß ihm dabei ein Fünfthalerbillet in die Finger kam. Damit freilich konnte er noch vielmehr großthun und mein theurer Bruder ging in Flammen auf. Der schändliche Mensch! Wenige Augenblicke vorher hatte er die flehentliche Bitte eines alten Bekannten, ihm zum Begräbnisse seines Kindes drei Thaler zu leihen, hohnlachend abgeschlagen.

Ein anderes Mal hörte ich, wie meine Besitzerin, eine reiche, gutmüthige Frau von einem Menschen, der ein schönes Vermögen besessen, aber durchgebracht hatte, angebettelt wurde. Die Menschenfreundin sahe voll innigen Mitleids nur das vorhandene Elend, fragte nicht nach der Ursache dieses Elends und gab mich dem Schändlichen hin, der mich einige Wochen vorher auch schon zwei Mal besessen hatte. Er hatte mit meiner Hilfe seine niedrige Begierde befriedigt, aber durch eine neue Schändlichkeit mich wieder erlangt, aber bald wieder verloren. Jetzt war er mit der geringen Gabe — wie er mich nannte — unzufrieden und warf mich trotzig auf die Erde und hätte mich zertreten, wenn nicht ein armer Knabe mich gerettet hätte. Zum Dank für seine kühne That erhielt der Knabe von der Geberin die Erlaubniß, mich zu behalten. —

So schnell wie damals bin ich nicht wieder von einem Orte zum andern getragen worden. Athemlos trat das Kind in die Stube, in der Vater und Mutter an schwerer Krankheit darniederlagen, und weil es nicht

reden konnte, hielt es mich der Mutter und dann dem Vater und wieder der Mutter vor die Augen. Als aber die Mutter sagte: wenn du das gefunden hast, so mußt du es dem wiedergeben, der es verlor! und als der Vater fragte: du hast es doch nicht etwa genommen? — Da gewann der Knabe wieder Besinnung und Sprache und erzählte, was geschehen war. Da sprach der Vater: hab' ich's euch nicht gesagt: Gott verlässet die Seinen nicht! Wenn die Noth am größten, ist Er mit seiner Hilfe am nächsten! Und die Mutter faltete die Hände: Lasset uns danken dem Herrn, der große Barmherzigkeit an uns gethan und einen Strahl seines Trostes in unsere Kummernacht gesendet hat! Da war mir hohe Freude beschieden; als rettender Engel ward ich begrüßt. Aber ich sollte noch ein Mal eben solche Freude erleben. Sogleich wurde die Schwester des Knaben ausgesendet, um Brod, Salz und Oel zu kaufen. Diese aber hatte mich aus der vor Frost erstarrten Hand verloren und stand und weinte und jammerte laut: Ach! mein armer Vater! Ach! meine gute Mutter! Ich Unglückliche! Was wird mein Bruder sagen? — Siehe, da kam des Weges ein armer Handwerker: Was fehlt dir mein Kind? Und das Kind erzählte den Jammer seines Herzens. Aber Jener: Sei ruhig! Ich habe dein Kassenbillet gefunden. Da nimm's und lauf, daß du den Deinigen Erquickung bringest. Und hier nimm noch, was ich selbst habe, daß ihr einen fröhlichen Tag habt; mir wird Gott auch forthelfen! Nochmals wurde mir hohe Freude zu Theil, als ich aus dem Hause eines Kramers in einen Brief gepackt auf die Post getragen wurde. In dem Briefe stand geschrieben: „Liebe Eltern, als ich Euch verließ, weil wir kein Brod mehr im Hause hatten, fürchtete ich, ich würde verderben müssen und bat nur Gott, daß er Euch erhalte und tröste. Er hat mehr gethan, als ich gebeten. Ich habe einen Dienst gefunden, der mir schwere Arbeit bringt; aber ich darf mich satt essen. Den Lohn, den ich bisher erhielt, schicke ich Euch. Gott wird weiter helfen Euch und Eurer dankbaren Tochter Christiane." Da hättest Du sollen die Dankesthränen sehen, und

hören hättest Du sollen die Freudenstimmen, als ich bei den hartbedrängten Eltern jener edlen Tochter ankam.

Durch den Brodhändler, der mich jetzt empfing, kam ich in ein königliches Steueramt, dort als Besoldungsstück an einen Grenzaufseher und durch diesen über die Landesgrenze. Nein, das hatte ich nicht vermuthet, was mich im Auslande erwartete. Ich befand mich in dem engen Zimmer eines Künstlers, in welchem die Kunst ihren Sitz aufgeschlagen hatte. Bilder verschiedener Art bedeckten die Wände. — Bilder einerlei Art gingen in Menge hervor aus einer sonderbar gestalteten Presse. Wundern mußte ich mich, daß der Künstler mich gar so sorgfältig betrachtete. So war ich von Juden und Christen noch nicht beobachtet worden. So weit ging meines neuen Herrn Neugierde, daß er mit einem Vergrößerungsglase alle Linien und Punkte beobachtete, die meine Vorder- meine Rückseite bedecken. Die Sache wurde mir langweilig und ich konnte nicht begreifen, was daraus werden sollte. Aber mein Erstaunen war nicht gering, als einst eine ganze Reihe von Brüdern aus der Presse hervorgingen. Diese betrachtete der Meister mit großem Wohlgefallen und als er diese der Reihe nach mit mir verglich, sprach er: täuschend ähnlich! Leicht zu verwechseln! — Ja, die Aehnlichkeit, daß er bald selbst mich mit einem Erzeugnisse seiner Künstlerhand verwechselte und mich mit mehrern meiner Stiefbrüder ausgab. Denn klüglich hatte er seine neuen Billets zerknittert und mit mancherlei Flecken versehen. Aber bald erfuhr ich, daß sich über ein Kunstwerk Niemand leichter täuscht, als der Künstler selbst. Im Laden eines Geldwechslers wurde ich mit einigen andern — gefälschten Brüdern gegen Banknoten ausgewechselt, und eben daß bei Lit. A. nur e i n Punkt und auf der Rückseite der mittlere Bügel der Königskrone eine weiße Perle mehr hatte als ich, — welche Abweichung des Wechslers Falkenblick bald entdeckte, erregte in des Künstlers stillem Stübchen einen Sturm, der sein Lebensschiff völlig von seinem Laufe ablenkte. Denn

später erfuhr ich, daß er um aller seiner Sorgfalt und Mühe willen eine Reise in das Zuchthaus angetreten hat.

Mir selbst aber war dort auch ein Kummer bereitet. Denn ich mußte hören, daß man im Auslande meinen Werth nicht anerkennen wollte, da ich doch auf meinen bisherigen Wanderungen schon andern Scheinen aus Reußen und Preußen, aus Hessen und Anhalt begegnet war und immer gesehen hatte, wie man in Sachsen diese ausländischen Scheine, die freilich, wie wir alle, nur ein Schein vom Gelde sind, hochehret. Wie froh war ich daher, als ich im Geldbeutel eines Fuhrmannes, freilich ein grober und feiner, aber allerseits ziemlich unreinlicher und für mein zartes Leben gefährlicher Gesellschaft wieder die sächsische Grenze passiren konnte und nun hoffen durfte, meinen vollen Werth wieder anerkannt zu sehen.

Nun denke Dir, welche Freude mir für jene Kränkung bereitet war. Ein Leinwandfactor bezahlte dem Fuhrmanne Fracht in einer Zwanzigthaler-Banknote und erhielt dabei nebst einiger kleinen Münze mich zurück. Aber kaum war ich im Kasten des Faktors zur Ruhe gekommen, so mußte ich auch wieder heraus. Ein armer Weber brachte seine Waare und erhielt seinen Lohn — und siehe! jetzt galt ich — nicht wie in meinen glücklichen Tagen, da ich der Welt noch nett und rein mich dargestellt hatte, — dreißig Groschen — nein, zwei und dreißig Groschen galt ich jetzt. Da wär' ich fast hochmüthig geworden, wenn ich nicht hätte Mitleid haben müssen mit dem Weber, der eine Thräne der Wehmuth auf mich fallen ließ, als er mich in sein Beutelchen einwickelte; und ich habe bald die Bedeutung dieser Thräne erfahren.

Der Faktor war der einzige wohlhabende Mann im Dörflein und dazu ein Kaufmann, der mit allen Lebensbedürfnissen handelte und bei Einkauf und Verkauf sein Procentchen zu berechnen verstand. Nachdem ich zwei Tage und drei Nächte Zeuge der Armseligkeit im Weberhause gewesen war, wurde ich wieder zum Faktor getragen, damit Oel, Seife, Zwirn, Erdäpfel,

Quark und gespaltenes Holz in's Haus kämen. Und siehe da! Jetzt galt ich wieder dreißig Groschen und beinahe hätte der Kramer mich nicht einmal angenommen, denn meine Gestalt war verfallen. Aber ich war ja erst, nachdem meine Schönheit gänzlich verblühet war, aus des Faktors Händen in das Weberhaus gekommen.

Aber mir stand noch Schlimmeres bevor. Mein Besitzer zählte seine Kasse und legte mich und noch einen Invaliden, wie ich bin, auf die Seite, wie der Schäfer thut, wenn er märzt. Jetzt wurde er abgerufen. Da wollten die Kinder das Geldzählen fortsetzen, und ich gerieth im nämlichen Augenblicke in die Hände des Knaben und des Mädchens. Keins wollte mich lassen und siehe! stückweise lag ich unter dem Tische, als der Vater zurückkam. Mich dauerten nur die Armen, die alsbald harte Strafe leiden mußten; aber Ursache hatte ich, der Mutter der Kinder zu danken. Diese suchte die Fetzen zusammen und stellte meine elende Gestalt; freilich noch elender, durch aufgeklebte Papierstreifen wieder her.

Von nun an war mein Leben wieder eine unabläßig wechselnde Veränderung. Jeder neue Besitzer fürchtete, durch mich in Schaden zu kommen und eilte, dieser Gefahr durch schnelles Weitergeben zu entgehen. Der Müller gab mich dem Bauer, der Bauer dem Knechte, dieser dem Chirurgen, der ihm das durch den Hufschlag eines Pferdes beschädigte Bein wieder hergestellt hatte — und so ging es weiter, bis ich in der Almosenkasse eines großen Dorfes wieder einige Ruhe fand. Denn die Almosenempfänger erhalten ihre Gaben gewöhnlich nicht in Thalern.

Hier konnte ich ruhig meinen Lebenslauf überdenken. Dabei mußte ich mir sagen, daß ich doch nur wenig glückliche Besitzer gehabt hatte. Denn wie sehr auch die Menschen den Besitz des Geldes wünschen und erstreben, glücklich, nein glücklich werden sie durch das Geld nicht. Haben sie wenig, so muß das Wenige bald wieder zur Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse ausgegeben werden. Ist ihnen viel Geld zu Theil ge-

worden, so sind sie unzufrieden mit dem, das sie haben und meinen, es müsse erst mehr, viel mehr dazu kommen, ehe ihre Wünsche befriedigt werden könnten. Darüber versäumen sie den Genuß des vorhandenen Glückes und haben von dem Vielen keinen Nutzen, weil das Viele noch lange nicht Alles ist. — Nur wo Dankbarkeit gegen Gott und Liebe zu den Menschen wohnte, da ward das Geld — viel oder wenig — als eine Himmelsgabe angenommen und als ein Beförderungsmittel fremden und eigenen Glückes benutzt. Wohin ich kam, allein oder mit vielen Genossen, da habe ich öfter Gutes gehindert als befördert, mehr Unglück gestiftet als abgewendet Aber reichlich bin ich für diese trübseligen Erfahrungen entschädigt worden durch den Anblick der Freudenthränen, die meine unerwartete Ankunft dem tiefbekümmerten Redlichen auspreßte, und durch den Ausdruck des freudigsten Gottvertrauens, den ich aus dem Munde der Geretteten hören durfte. Aber süßer noch, als der Empfang unerwarteter Hilfe — das habe ich deutlich erkannt — ist dem edlen Gemüthe das Bewußtsein, geholfen, gerettet, getröstet zu haben, besonders wenn solche Hilfe, Rettung und Beruhigung des Leidenden mit großen Opfern und schmerzlichen Entbehrungen des Gebers erkauft werden mußte. Nein, sprach ich bei mir selbst, nein, ich habe mein Leben nicht verloren, wenn ich darüber auch alt, unscheinbar und ein Gegenstand für Manche der Verachtung, für Andre des Eckels geworden bin.

Indem ich solche Betrachtungen anstellte, hörte ich plötzlich ein ungewöhnliches Klopfen und Hämmern — dann blinkte zur Mitternachtstunde ein Lichtschimmer in den Almosenkasten — dann griffen freche Diebeshände nach dem Schatze, daraus den Armen der ganzen Gemeinde Labung und Erquickung gewährt werden sollte. Die Räuber rafften zusammen, was vorhanden war und als der Hund im Hofe laut wurde und droben ein Geräusch entstand, entflohen sie. Am andern Morgen kamen sie im sichern Verstecke zusammen, den Raub zu theilen und ich fiel dem Anführer der Verbrecher zu. Und nun wurde ich das Mittel, die menschliche Gesell-

schaft von dieser Pestbeule zu heilen. Der Einbruch war bei der Obrigkeit angezeigt und dabei war bemerkt worden, daß ein königlich sächsisches Kassenbillet — und dabei war mein unvortheilhaftes Aeußere aufs genaueste beschrieben — sich unter den geraubten Gegenständen befunden habe. Bald darauf hatte der Führer der Räuberbande ein Pistol eingehandelt und ich sollte ihm zum Besitze desselben behilflich sein. Da wurde ich erkannt, mein Inhaber wurde gefangen gesetzt und bald empfing er nebst seinen Sündengenossen den Lohn ihrer Thaten. Ich aber wurde bei dieser Gelegenheit ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit, aber als ein unnütz gewordener Staatsdiener in den Ruhestand versetzt und erwarte getrost mein ferneres Schicksal. Habe ich doch das Leben der Menschen von seinen guten und seinen schlimmen Seiten hinlänglich kennen gelernt.

Und die beiden Brüder brauchten nicht allzulange auf ihr endliches Schicksal zu warten. Nach zwei Tagen hatte der Kassirer sein Geschäft vollbracht und eine nicht geringe Zahl ganz unbrauchbar gewordener Billets ausgeschieden. Diese wurden nochmals durchgezählt, gegen neue Papiere ausgewechselt und während diese in der Hauptstaatskasse niedergelegt wurden, sind jene Invaliden in Gegenwart eines königlichen und eines landständischen Commissars auf einem Scheiterhaufen feierlichst verbrannt worden.

Erhebende Blicke auf die Geschichte des deutschen Volkes.

Das deutsche Volk wird vielfach verkannt, und die Geschichte des deutschen Volkes als ein Inbegriff von unglücklichen und beklagenswerthen Ereignissen betrachtet. Insbesondere sind es einige Journalisten, die sich die Erniedrigung des deutschen Volkes angelegen sein lassen. Glauben wir ihnen, so hat es kein indolenteres Volk gegeben als das deutsche, und keine schmachvollere Geschichte, als die deutsche Geschichte. Das ist immer das Schicksal unserer Nation gewesen, daß sie am härtesten von ihren Kindern angefochten worden ist und daß ihr oft eher das Ausland, als die Heimath hat Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich werde mich bemühen, einige Partieen der deutschen Geschichte, die man als die dunkelsten und unglückseligsten betrachtet, in ein solches Licht zu stellen, daß wir, wenn wir uns nicht dazu Glück wünschen dürfen, doch auch weit entfernt bleiben, in den Jammerruf der sogenannten Deutschthümler einzustimmen und das Mißgeschick unserer Nation zu beklagen.

Die deutsche Nation ist in Stämme getheilt, und wird, mit Ausschluß der vier freien Städte, von 33 monarchischen Regierungen beherrscht. Bei dem ersten Anblick scheint dies ein großes Unglück zu sein, und ist oft als solches verschrieen worden. Die Kraft des deutschen Volkes, sagt man, wird zersplittert, und in den meisten Fällen gegen außen unwirksam gemacht. Der edle Kaiser Max konnte nicht 10,000 Mann gegen die Venetianer zusammenbringen und als er sie endlich beisammen hatte, liefen die ersten wieder davon. Im Innern wird das deutsche Volk mit 33 fürstlichen Höfen, 33

fürstlichen Regierungen, 33 Generalstäben, 33 obersten Gerichtsstellen, 33 Hofmarschallämtern, 33 Marställen und einem unübersehbaren Heer von Bedienten, die mehr zum Vergnügen, als aus Bedürfniß unterhalten werden, belastet. Ueberdies sind die mehrsten Länder, welche unter diesen Regierungen stehen, durch Mauthlinien gegen einander abgesperrt, so daß der Reisende fast bei jedem Schritte, den er thut, sich aufgehalten sieht, und in dem lieben deutschen Vaterlande kaum eine Meile unbehindert zurücklegen kann. Manches von dem Gesagten mag zu beklagen sein. Im Ganzen aber ist die Trennung der deutschen Nation in einzelne Volksstämme und die Unterordnung derselben unter verschiedene Regierungen von großem Nutzen gewesen und ein über allen Preis erhabenes Geschenk der Vorsehung. Die in Deutschland allgemein verbreitete Bildung und der gleichmäßig vertheilte Wohlstand sind die gesegneten Folgen dieser von andern als unselig verschrieenen Trennung.

Nehmen wir im Augenblick an, Deutschland wäre ein einziges Reich und stünde unter dem vielbegehrten deutschen Kaiser. Wären wir nicht den individuellen Ansichten des regierenden Hauses preisgegeben? Wäre der Chef des regierenden Hauses ein Freund freisinniger Ideen, so würden die freisinnigen Ideen von einem Ende des Reiches bis zu dem andern geduldet werden. Wäre aber im Gegentheil das regierende Haus den freisinnigen Ideen abhold, so würden sie in dem ganzen Lande verpönt sein. Wir wollen uns nicht darüber täuschen. Die Reformation des 16. Jahrhunderts, dieses durch seine Wohlthätigkeit welthistorische Ereigniß würde nicht in das Leben getreten, wenigstens nicht bis zu dem die Welt erleuchtenden Glanze herangebildet worden sein, wenn nicht Deutschland zu jener Zeit mehreren Herrschern gehorcht hätte. Der Kaiser war ihr nicht hold. Er hätte sie wahrscheinlich unterdrückt. Dadurch aber, daß Deutschland unter verschiedenen Fürsten stand, fand die religiöse Freiheit, wenn sie in einem Staate angefochten wurde, in dem andern Zuflucht, und konnte sich auf verschiedenen Punkten ungehindert

unter fürstlichem Schutz entwickeln. Verdankten wir der Zerrissenheit des deutschen Volkes auch weiter nichts, als das Gedeihen der Reformation, so wäre sie schon unserer Betrachtung und unseres Dankes werth. Wir würden mit Freude bekennen, daß, während in Oestreich und Baiern die evangelische Wahrheit mit Feuer und Schwert verfolgt wurde, sie in Sachsen, in Brandenburg, in Würtemberg und Hessen eine gesicherte Zuflucht erhielt und kräftig sich entwickeln konnte. Aber auch tausend andere Ideen sind unter dem Schutze dieser getheilten Herrschaft aufgewachsen. Daß das deutsche Volk auf dem Felde der Philosophie, der Religionswissenschaft, des öffentlichen Unterrichts alle Völker der Erde überragt, ist keinem anderen Umstande, als dem Glücke der Zerrissenheit zuzuschreiben. Der große Philosoph Wolf wurde aus Halle verjagt, und durfte in Marburg lehren. Krug wurde aus Wittenberg verbannt und durfte in Frankfurt seine Vorlesungen halten. Oken mußte aus Jena flüchten und durfte in München seine Wohnung aufschlagen. Wir wollen uns fragen, welches das Schicksal dieser Männer gewesen sein würde, wenn Deutschland ein einziges Reich war. In Frankreich hatte die Stunde des Protestantismus geschlagen, sobald das Königreich Navarra mit Frankreich vereinigt wurde.

Doch vielleicht scheint es seltsam, daß ich gesagt habe, der gleichmäßig vertheilte Wohlstand in Deutschland sei eine Folge dieser verschiedenen Regierungen. Man wird mir entgegnen, daß 33 monarchische Regierungen mehr kosten, als eine einzige, und daß, um sie zu unterhalten, hier dem Producenten mehr zugemuthet werde, als da, wo weniger Consumenten sind. Indeß ist, vorausgesetzt daß wir nicht von Republiken sprechen, die in Europa für jetzt eine unthunliche Sache scheinen, der gegentheilige Beweis nicht schwer zu führen. Hätten wir einen Kaiser, so wohnte der Kaiser vielleicht in Wien. Wien wäre die Hauptstadt des deutschen Reiches. Wer an den Hof wollte, ginge nach Wien. Wer in dem Bereich der fürstlichen Sonne glänzen wollte, müßte nach Wien gehen. Die wohlhabenden Müssiggänger würden ihr Geld in Wien verzehren. Alle unsere üb-

rigen Residenzen wären Provinzialstädte. Dresden hätte höchstens eine Provinzial-Regierung. Welch ein Unglück dies für Sachsen sein würde, mag Frankreich bezeugen. Paris ist der Mittelpunkt von Frankreich. Aller Reichthum von Frankreich ist in Paris zusammengehäuft. Alle Bildung von Frankreich ist in Paris befindlich. Die Provinzen sind arm, zum Theil entvölkert, meist ungebildet. Man verabscheut dort das Centralisationssystem, vermöge dessen Alles auf die Hauptstadt bezogen wird, und würde sich Glück wünschen, wenn die Provinzen unabhängig wären. Laut ja haben es schon die Lyoner ausgesprochen. In Deutschland sind 33 Residenzen, somit aber auch 33 Mittelpuncte kleiner Staaten, wohin die Einnahmen des Landes fließen, und woher Wohlstand und Aufklärung sich im Lande verbreiten kann. Ein kleiner Fürst vermag eher für das Glück seiner Unterthanen zu sorgen, als ein großer. Er steht ihnen näher. Er kann sich eher von ihren Bedürfnissen unterrichten. Dessau wäre nicht das glückliche Ländchen, wenn es von Wien aus sein Licht hätte empfangen sollen. Preußen wäre nicht das von einem kräftigen und aufgeklärten Volke getragene Königreich, wenn Friedrich II. nur der kaiserliche Gouverneur von Berlin gewesen wäre. Von Sachsen geht kein Heller nach Wien. Wir gehen nach Dresden, wenn wir einen Hof sehen wollen. Außerdem wird von Fremden jährlich gegen 160,000 Thlr. in Dresden verzehrt. Was für Geld würde nach Wien strömen, wenn dort unser Fürst wohnte. Dresden aber würde ohne Hof, ohne Bildergallerie, ohne Gemälde-Ausstellung, ohne Zwinger, vielleicht ohne Bibliothek und ohne großen Garten sein, und wenig oder nichts von den Reizen, die es jetzt zu einer der sehenswürdigsten und anmuthigsten Städte Deutschlands machen, besitzen. Frankreich hat Paris. Lyon ist eine Fabrikstadt und Bordeaux eine Handelsstadt. Wer Paris gesehen hat — so sagen die Franzosen selbst — hat Frankreich gesehen. Deutschland ist mit sehenswerthen Städten bedeckt. Wien, Berlin, Dresden, München, Cassel, Stuttgart, alle diese Städte sind sehenswerth und jede derselben zeigt besondere Reize.

„Wahr indessen bleibt es, sagt man, daß durch diese Theilung des Reiches die Kraft des Volkes zersplittert und gegen das Ausland ohnmächtig gemacht wird. Der König von Frankreich befiehlt, und seine Truppen rücken an die Grenze. Wenn sonst der Kaiser von Deutschland befahl, so berathschlagten sich erst die Fürsten zu Regensburg, ob der Krieg auch volksthümlich wäre, ob es in dem Interesse der Fürsten wäre, daran Antheil zu nehmen, und mit wie vielen Truppen sie zu dem Reichsherrn stoßen müßten und ließen unter diesen Berathschlagungen die gelegene Zeit verstreichen. Der deutsche Staatskörper gleicht einer mißgestalteten Masse, die mit Mühe in Bewegung zu setzen ist, schwer sich regieren läßt und bei dem ersten Anlaß wieder auseinander fällt. Die meisten Unfälle, die Deutschland gegen das Ausland erlitten hat, rühren von dieser Zerrissenheit her. Deutschland wäre unwiderstehlich, wenn es ein einziges Reich wäre. In der Mitte von Europa gelegen, könnte es mit gleicher Leichtigkeit gegen den Westen und gegen den Osten, gegen den Süden und gegen den Norden operiren, und berührte mit seinen Küsten fast alle europäischen Meere." Das Alles ist wahr; niemand kann es leugnen. Das aber ist es auch, was die ungestümen Ankläger der deutschen Geschichte so lebhaft bedauern. Sie möchten, daß ein Kaiser auf dem deutschen Throne säße, der in der Majestät der alten Friedriche, die Krone auf dem Haupte, über Europa herrschte, und ihnen das Gefühl, Glieder dieses in hoher Majestät herrschenden Volkes zu sein, mittheilte. Selbstsucht schlummert im Schatten dieses anscheinend das Allgemeine umschließenden Gefühls.

Aber wir wollen einmal das Unglück, daß Deutschland, weil es nicht von einem einzigen Fürsten beherrscht wird, eine gewisse Ohnmacht gegen das Ausland zeigt, näher betrachten. Wir werden bald gewahr werden, daß, so düster es in der Ferne aussieht, es doch eine schöne Lichtseite hat. Deutschland konnte nie zu ungerechten Kriegen und am wenigsten zu Eroberungskriegen fortgerissen werden. Nur der gerechte Krieg erregte Enthusiasmus. Der ungerechte Krieg hing an tausend

Ketten. Das wäre ganz anders gewesen, wenn Deutschland einen einzigen Gebieter hätte. Dieser hätte befohlen, uud das Volk hätte gehorchen müssen. Ludwig XIV. ärgerte sich über ein schiefes Fenster in Trianon, und die Nation mußte den königlichen Unwillen mit einem blutigen Kriege bezahlen. Das wäre in Deutschland nicht möglich gewesen. Der Reichstag in Regensburg hätte gesagt: der Krieg geht uns nichts an. Beispiele sind in Menge vorhanden. Kaiser Max hatte erfahren, daß die Venetianer eine Carricatur auf ihn gemacht hatten. Er war in Feuer und Flammen. Die stolzen Republikaner sollten seinen kaiserlichen Zorn empfinden. Er forderte das Reich auf, die kaiserliche Majestät zu rächen. Wäre er unbeschränkter Gebieter gewesen, so wäre der Krieg fertig gewesen. 100,000 Mann hätten über die Alpen gehen müssen. Die Fürsten aber hielten es nicht für nöthig, einer kaiserlichen Aufwallung wegen in das Feld zu ziehen und der ruhmlose Krieg unterblieb. So haben oft die deutschen Kaiser schwere Erfahrungen machen müssen, weil sie die Unmöglichkeit sahen, einer Laune wegen die übrigen Fürsten zum Kriege zu bereden.

Daß aber im Falle der Noth das deutsche Volk für Einen Mann stand, und herrlich zusammenhielt, ist durch eine 2000jährige Geschichte sattsam bestätigt. Wenn es dem deutschen Ruhme, der deutschen Freiheit, der deutschen Nationalität galt, trat Alles unter Waffen, und kämpfte ausdauernd für des Volkes heiligste Güter. Deutschland ist noch nie unterjocht und das deutsche Volk noch nie auf die Dauer besiegt worden. Glorreich, wie kein anderes Volk Europas, hat es seine Unabhängigkeit gerettet. Man konnte es mit einem majestätischen Löwen vergleichen, der, bald von dem Fuchse, bald von dem Bären, bald von dem Wolfe geneckt, ruhig auf seinem Lager bleibt, und kaum die Tatze hebt. Er scheint träg und indolent; denn er läßt sich sogar einzelne Mähnen ausraufen. Wird ihm aber das Spiel zu bunt; oder wollen ihm die Thiere an das Leben, so springt er empor, schüttelt die Mähnen und die Thiere fallen, wie Ungeziefer von ihm ab. Einem solchen fast

etwas zu ruhigen Löwen gleicht das deutsche Volk. Dabei hat es eine Gutmüthigkeit, die selten etwas Schlechtes von dem Fremdling erwartet und auch da noch traut, wo die augenscheinlichsten Gründe zum Verdacht und zum Mißtrauen vorliegen. Indeß hat es sich jederzeit zur rechten Stunde geregt und ist nie auf die Dauer überwunden worden. Vor 2000 Jahren kamen die Römer, und versuchten es, das deutsche Volk zu unterwerfen. Sie hatten bereits die ganze bekannte Welt erobert. Deutschland war allein noch übrig. Sie drangen mit den Waffen des Kriegs und des Friedens in Deutschland ein. Deutschland stand wie jetzt unter verschiedenen Herren. Sie beredeten einen Theil der Fürsten, es mit ihnen zu halten, und schlugen mit ihnen den andern Theil. Die Deutschen hielten es für eine Ehre, den gebildeten Römern zu dienen. Doch kaum merkten sie, wo die Römer hinauswollten, und daß sie unter dem schmeichelhaften Namen römischer Bundesgenossen römische Unterthanen werden sollten, als sie sich erhoben und im Teutoburger Walde das Joch der römischen Herrschaft in einer fürchterlichen Schlacht zerbrachen. Spanien, Frankreich, England, Griechenland, Alles diente den Römern; die Deutschen thaten es nicht. Sie zertrümmerten den römischen Kaiserstaat, und bauten auf den Trümmern desselben deutsche Königreiche und endlich den deutschen Kaiserthron auf. Die regierenden Häuser in ganz Europa, die Türkei ausgenommen, sind deutscher Abkunft, und der Adel des westlichen Europa ist größtentheils in der Völkerwanderung aus Deutschland in die eroberten Länder gegangen.

Im zehnten Jahrhunderte kamen die Ungarn aus Asien, ein kriegerisches Volk, und warfen Alles vor sich nieder. Auch mit Deutschland banden sie an, und drangen auf ihren flüchtigen Rossen bis in das Herz von Deutschland ein. Die Deutschen ließen es sich gefallen. Als aber die Verwüstungen wiederkehrten, ermannten sie sich und schlugen auf dem Lechfelde bei Augsburg und in dem Dorfe Keuschberg bei Merseburg die Ungarn dergestalt, daß diesen die Rückkehr auf ewige Zeiten verleidet wurde.

Die Mongolen stürmten 200 Jahre später die Welt. Das chinesische, das indische, das persische Reich beugte sich unter ihrer Macht. Noch heute herrschen sie in China und in einem großen Theile von Asien. In Indien ist ihre Macht erst vor wenigen Jahrzehnten gebrochen worden. Gewiß erinnern sich noch viele des durch seine Reichthümer berüchtigten Großen Mongolen oder Großmoguls, den die Engländer gedemüthigt haben. In Europa fiel Rußland und Polen unter ihre Botmäßigkeit. Sie berührten die Grenzen des deutschen Vaterlandes, und nichts schien gewisser, als der Sieg über das zerstückelte deutsche Volk. Nichts ja hatte ihnen bisher widerstanden. Ihr Prophet hatte ihnen ja gesagt: Brüder, ich sah im Traumgesicht; der große Gott des Himmels, auf seinem flammenden Thron, umgeben von den hohen Geistern, saß zu Gericht, über die Nationen der Erde; ein Spruch ging aus, und er gab die Herrschaft der Welt unserm Fürsten daß er allgemeiner Herr sei. Gleichwohl brach sich der Mongolen Stoß an deutscher Kraft. An der Katzbach in Schlesien, auf einem Felde, das seitdem die Wahlstatt hieß, und das durch Blüchers Heldenkampf zum zweiten Male berühmt wurde, schlugen die deutschen Fürsten in einer Riesenschlacht sich mit dem östlichen Barbaren. Die Mongolen, besiegte Sieger, zogen sich zurück, und berührten, ungeachtet sie 200 Jahre Rußland beherrschten, nie die deutsche Grenze wieder. Als vor 150 Jahren Sibirien entdeckt wurde, fand man an der chinesischen Grenze Bergleute, die noch deutsche Worte sprachen, und welche erzählten, daß ihre Väter von den Mongolen aus einem fernen Lande hereingeführt worden wären. Das war die einzige Eroberung, die die Mongolen in Deutschland gemacht hatten.

Rom versuchte es zum zweiten Male, Deutschland in seine Fesseln zu schlagen. Es wählte die geistlichen Waffen. Der in Rom residirende Kirchenfürst streckte seinen Stab über die ganze westeuropäische Christenheit. Ihm gehorchte Spanien, Frankreich, England, und der Norden von Europa. Er band und löste. Er nahm und verschenkte Kronen. In seinen Schatz flossen die

Gelder für Dispensationen und Annalen aus ganz Europa. Er beherrschte die Gewissen und ließ nichts glauben, was nicht von dem römischen Stuhl gut geheißen war. In Deutschland schien seine Herrschaft um so sicherer, je tiefer das Gefühl des Deutschen für Religion ist und je ehrlicher der Deutsche auf Treu und Glauben hält. Er kann sich nicht überzeugen, daß jemand unter dem Schein der Religion ihn täuschen wolle. Doch kaum hatte der deutsche Ernst wahrgenommen, daß es auf eine willenlose Unterwürfigkeit der deutschen Nation unter den römischen Stuhl abgesehen war, und daß sie nur glauben und geben sollten, als die Nation sich erhob und zum zweiten Male das römische Joch abschüttelte. Luther ward zum Herrmann und Augsburg zum teutoburger Walde.

Wie einst das römische Reich, so zog später die römische Curie ihre Vorposten bis an den Rhein und an die Alpen zurück. Wer weiß, wie viel weiter sie sie noch zurückziehen muß? In unsern Tagen wollte Frankreich das deutsche Volk in Fesseln schlagen. Es hatte schon lang daran gearbeitet. Seine Sitten und Moden hatten schon längst Deutschland beherrscht. Ein Kriegsfürst, wie in jedem Jahrtausend nur einer aufsteht, unternahm die Unterjochung. Gleich den alten Römern kam er mit den Waffen des Friedens und des Kriegs. Er bezauberte den einen Theil durch seine Worte und seinen Ruhm. Den andern Theil schmetterten seine Donner nieder. Sobald aber Deutschland gewahr wurde, daß es getäuscht, daß es gemißhandelt, und erniedrigt war, daß es in Verfassung, Sitte und Sprache französisch werden sollte, so regte sich ein einziges Gefühl des Schmerzes in den deutschen Gemüthern, und bei Leipzig schwand der Schimmer der Unüberwindlichkeit des großen Helden. Deutschland wurde frei, frei durch die Kraft und die Eintracht seiner Söhne. Auf einer einsamen Insel des Oceans hatte der Meister des Kriegs und der Intrigue Gelegenheit, das falsche Facit seiner Rechnung zu bedauern. Das deutsche Volk aber hatte den Beweis geführt, daß es trotz seiner Zerrissenheit in der Stunde der Gefahr, wo es der Unabhängigkeit und

der Nationalität gilt, zusammenhält und unüberwindlich ist. Rings um uns herrschen auf fremden Thronen deutsche Fürsten; denn auch die Bourbonen sind Deutsche; Deutschland allein ist, die kurze westphälische Zeit abgerechnet, noch nie von fremden Fürsten entweiht worden.

Nichts geschieht ohne höhere Zulassung. Wir dürfen der Zuversicht leben, daß die Schicksale Deutschlands ein tiefes Walten der göttlichen Vorsehung beurkunden. Die Völker haben ein Streben zur Einheit; auch Deutschlands Völker haben es. Daß bis jetzt die Völker Deutschlands sich noch nicht um einen Stammfürsten vereinigt haben, dies ist eine Thatsache, deren Gründe wir aufsuchen, deren Erscheinung wir aber nicht geradezu beklagen dürfen. Mehr als einmal war Deutschland nahe daran, gleich Frankreich oder England, einem einzigen Herrscher in die Hände zu fallen. Zwei Heinriche hatten mit eisernem Muthe die Stammfürsten gebeugt, und sie in die Stellung von Kreishauptleuten zurückgedrückt. Gott mißgönnte ihnen, um ihre Schöpfung zu vollenden, ein längeres Leben, und unter gleichartigen Nachfolgern zerfiel das Reich wieder in seine alten Bestandtheile. Eine höhere Hand hinderte die beabsichtigte Einigung. Lasset uns den Glauben festhalten, daß dies zur Entwickelung der einzelnen Stammvölker gut war. Die Staaten haben gleich den organischen Geschöpfen ihr Leben. Sie wachsen, kommen zur Blüthe, stehen eine Zeit lang und fallen. Vielleicht, wenn längst die mächtigeren Staaten um uns ihr Staatsleben ausgelebt haben, steht das deutsche Volk mächtig und hochgebietend in der Mitte der europäischen Völker und nimmt die von der Vorsehung ihm aufgehobene Stellung ein. Es verdient sie, weil es in der Zerrissenheit seine Nationalität bewahrt und sich über zweitausend Jahre hindurch unantastbar erhalten hat. Es wird sie behaupten, weil jugendliches Leben die einzelnen Theile durchströmt und das deutsche Volk im Ganzen unwiderstehlich ist. Ein schöner Gedanke ist es, daß Deutschland von den Alpen bis zur Ostsee, und von den Karpathen bis zu dem deutschen Meere von eben so kräftigen, als einsichtsvollen, eben so glücklichen,

als edlen Völkern bewohnt, Einem Kaiser gehorche, und daß dieser Kaiser im Grunde seines Herzens offen, freisinnig, edel und deutsch, mit Einem Worte ein Max sei. Aber Thorheit ist es, dem schönen Gedanken die Wirklichkeit aufopfern zu wollen, oder die Augen vor den Vortheilen verschließen zu wollen, die die göttliche Vorsehung in dem getheilten Wesen Deutschlands für uns herbeizuführen beschlossen gehabt hat. Lasset uns harren, und ein jeder an seinem Theile deutschen Sinn, deutsche Treue und deutsche Herzlichkeit in seinem Kreise beweisen. Die Vorsehung wird ihren unabwendbaren Gang gehen, und zu ihrer Zeit das Schicksal Deutschlands glorreich wenden.

Inhalt:

	Seite.
Das Auswärtige in der Heimath	3
Ueber den Spiegel	22
Große Wirkungen aus kleinen Ursachen	30
Ueber Kleidermoden und ihren Wechsel	41
Lebensgeschichte zweier königl. sächsischer Cassenbillets von ihnen seblst erzählt	53
Erhebende Blicke auf die Geschichte des deutschen Volkes.	68

(Druck von R. Bückler in Zwickau.)

Mit Aushändigung der vorliegenden Schrift an die Mitglieder des Vereins zur Verbreitung von Volksschriften erhalten dieselben die **Schlußlieferung** auf das v. 1. Juni 1852—31. Mai 1853 gehende **12. Vereinsjahr,** und indem wir dieß für dieselben hier besonders bemerken, lassen wir zugleich das Verzeichniß der im gedachten Vereinsjahre zur Ausgabe gekommenen Schriften, mit Angabe ihrer Bogenzahl und des Preises, wofür sie auch durch alle Buchhandlungen einzeln bezogen werden können, folgen.

Kalender des Volksschriften-Vereins auf das Jahr 1853. Mit Anhang und Abbildung des neuen Dresdner Museums, und mehreren Holzschnitten. 4. geh. 7 Bog. 3 Ngr.
Der Anhang besonders 2 Ngr.

Der Vertrag zu Passau im Jahre 1552. br. 3¼ Bog. 3 Ngr.

Die Familie Werner, oder die Folgen des Aberglaubens ꝛc. br. 9½ Bog. 6 Ngr.

Spiegel für Dienstboten. br. 4½ Bog. 3 Ngr.

Weidinger, G., Wanderer, ein Zögling und Helfer der innern Mission. br. 16⅜ Bog. 10 Ngr.

Köhler. Das Griechen- und Römervolk. II. Römer 1. Abth. br. 13½ Bog. 7½ Ngr.

Streifereien auf dem Gebiete der Geschichte ꝛc. br. 5 Bog. 4 Ngr.

Elfter Jahresbericht. 1½ Bog.

Es sind daher **7 Schriften** zur Verbreitung gelangt, die einschließlich des Berichts **60** ⅜ **Druckbogen** umfassen. Statutengemäß erhielten die Mitglieder der I. Classe alle vorgenannten Bücher **eigenthumlich,** die der II. Classe nur den **Kalender,** und **Köhler, Römer** I. und die der III Classe nur den **Kalender,** (mit Ausnahme derjenigen außersächsischen Orte, die sich des Stempels wegen die Zusendung des Kalenders verbeten, und daher nur die Zugabe zur Vertheilung gelangen konnte,) und die übrigen Bücher zum Lesen, wozu jedem Zweigvereine die nöthige Anzahl Exemplare zugetheilt wurde.

Zwickau, April 1853.

Das Directorium
des Volksschriften-Vereins.

(Druck von R. Zückler in Zwickau.)

Streifereien auf dem Gebiete der Geschichte, Erfahrung und Phantasie von verschiedenen Verfassern

Zwickau 1853